

Bretagne September 2006

Ein Reisetagebuch

Loire, Locmariaquer, Morbihan, Auray, St.Anne d'Auray, Carnac, Quiberon, Paimpont, Le Pouldu, Pont Aven, Rochefort-en-Terre, Vannes.

SO 10.9.06.

KB: Über Mannheim, Saarbrücken, Metz und Verdun fahren wir unserem heutigen Etappenziel, dem Campingplatz in Arcis sur Aube in der Champagne entgegen. Bereits am frühen Nachmittag sitzen wir auf der schattigen Terrasse des Lion d'Or am Stadtrand von Verdun und trinken einen Café. Von hier aus ist es nur noch ein Katzensprung bis zu unserem potentiellen Nachtlager.

Ab Chalons wird es spannend, denn wir wissen nicht, ob der Camping in Arcis noch existiert. Kurz vor der Ortseinfahrt sehen wir dann endlich das Hinweisschild und fühlen uns sehr erleichtert. Bis auf eine Hütte aus Holz, die jetzt den Empfang beherbergt, hat sich nichts verändert. Der Empfangschef ist ein hageres Männlein um die Vierzig, der gerade mit einigen niederländischen Wohnklo-Damen in ein lebhaftes Gespräch in deren Muttersprache verwickelt ist. Er ist sich seines exotischen Charmes so bewußt, dass er uns und zwei weitere Neuankömmlinge ungeniert warten läßt, während er unentwegt, wie auch die des Holländischen nicht Mächtigen erraten, Bullshit erzählt. Schließlich spreche ich ihn auf Deutsch an, dass er wohl kaum Franzose sein könne, denn einen Franzosen, der Holländisch spricht, hätte ich noch nie erlebt. Er antwortet grinsend in einem gepflegten Rudi Carrell Deutsch: *Ich auch nicht...* Im übrigen sei er tatsächlich Holländer, die Damen dagegen seien Niederländerinnen. Wir beruhigen ihn, dass wir uns des feinen Unterschieds zwischen Niederländern und Holländern sehr wohl bewußt seien. Als sein Chef hinter dem Tresen auftaucht, spricht er, Sprachgenie wie die meisten Niederländer, mit ihm fließend Französisch. Der Chef ist immer noch der alte Zausel, den wir von unserem ersten Besuch im Jahr 1999 her kennen. Er hat ein bißchen mehr Bauchmuskulatur zugelegt, dafür aber Zähne im Maul und nuschelt uns auch heute etwas hinterher, was Aufwiedersehen heißen könnte.

Heute ist der Platz, jahreszeitlich bedingt, angenehm leer. Außer einem kleinen Zelt gibt es nur ein paar Wohnklo-Rentner aus NL oder GB. Ein Neuankömmling dirigiert seinen Wohnanhänger lässig mittels Fernbedienung in die richtige Position, was sehr witzig aussieht. Es ist wohl der erste Versuch, denn auch seine Frau sieht fasziniert zu.

Wir verspeisen unsere halben Hähnchen und merken, dass wir nach 496 Kilometern doch ziemlich groggy sind. Die Aube rauscht immer noch, über bemooste Findlinge schäumend, auf die alte Brücke zu. Die Strömung ist heftig. Wahrscheinlich hat es da, wo sie herkommt, starke Regenfälle gegeben. Auf unsere Frage, wann der Platz zumache, hatte uns der Mensch vom Accueil gesagt, wahrscheinlich Ende September, aber das hänge vom Wetter ab; wenn es regne und Hochwasser gebe, sei der Platz überschwemmt.

RR: Wir waren diesmal kurz vor Metz auf die Autobahn und eine gute halbe Stunde nördlich um die Stadt herum gefahren, da wir uns erinnerten, dass diese Strecke mautfrei war. Fünfhundert Meter vor der Ausfahrt Jarny, wo wir wieder auf die N 3

wollten, stand jetzt eine Mautstation, und wir mußten bei der Ausfahrt 1 Euro 60 bezahlen. Abends habe ich einen „Autofahrerarm“. Die linke Seite ist von der Sonne gut durchgebraten, die rechte noch fast roh.

MO 11.9.06.

KB: Nach einem Frühstück im Stehen brechen wir um kurz nach halb Zehn auf. Wir haben beide sehr schlecht geschlafen. Die erste Nacht im Zelt ist immer problematisch, und hier kam noch das Rauschen des Wassers hinzu, das ununterbrochen munter über die Felsen gurgelte und derart laut wurde in der zweiten Nachthälfte, dass wir das Gefühl hatten, am Rande einer viel befahrenen Autobahn zu zelten.

Ursprünglich hatten wir vorgehabt, auf schnellstem und kürzesten Wege über Orléans, Le Mans, Laval und Rennes in die Bretagne zu fahren. Doch gestern Abend haben wir die heutige Route geändert und beschlossen, ab Orléans durch das Loiretal zu fahren, da wir annehmen, dass dort mehr zum Übernachten geeignete Campingplätze zu finden sind.

Im nur 50 Kilometer entfernten Troyes machen wir einen ersten kurzen Stop. Das mittelalterliche Städtchen hat eine sehr authentische historische Altstadt, die aus der Vogelperspektive in ihren Umrissen einem Sektkorken ähneln soll. Was wir zwar nicht nachprüfen können, doch die krummen Gässchen mit bunten Fachwerkhäusern sind wirklich reizend. Im Abstand von wenigen hundert Metern gibt es eine Kathedrale und zwei kleinere Kirchen, und dazwischen viele, viele Kneipen, wo die weiß beschürzten Garçons die Tische im Freien bereits zum Mittagessen eindecken. Die Stadt soll einmal über 112 Kirchtürme besessen haben. Mit dem Läuten der darin befindlichen Glocken wird man ganz schön zu tun gehabt haben. Alles in allem gefällt uns die Atmosphäre des Städtchens und wir können uns vorstellen, einmal länger hier zu verweilen, heute jedoch ruft uns der Parkscheinautomat zum Auto zurück.

Über Sens, Montargis geht es weiter auf der N 60 in Richtung Orléans, in dessen Nähe unser heutiges Etappenziel, St. Aye, liegt, wo es einen wunderschönen Camping direkt am Ufer der Loire gibt, auf dem wir vor sieben Jahren, auf dem Weg zur Côte d'Argent, zwei Nächte verbracht hatten. Um den Großraum Orléans zu vermeiden, biegen wir bei Chateauneuf sur Loire von der Nationalstraße ab. Die Loire beschreibt hier einen großen Bogen. Aus Südosten kommend fließt sie bei Orléans in südwestliche Richtung weiter. Die gedachte Sehne dieses Bogens führt fast genau von Chateauneuf nach Beaugency, in dessen unmittelbarer Nähe St. Aye liegt. Die schmale, kaum befahrene Departementstraße geht an kleinen grauen Dörfern vorbei, und man fühlt sich sehr am Arsch der Welt. Endlich, nachdem wir eine endlose Baustelle passiert haben und nur hoffen können, dass uns der noch nicht geteerte Split keine Löcher in das Bodenblech geschlagen hat, erreichen wir La Ferté-St-Aubin, wo ein Straßenschild verkündet, dass es hier tatsächlich nach Beaugency auf der anderen Seite der Loire geht.

St. Aye, wo der Camping sein müßte, ist nicht mehr als 5 Minuten Fahrt von Beaugency in Richtung Orléans entfernt. Wir durchfahren den kleinen Ort, der fast unmerklich in den nächsten übergeht, so lange bis wir der Jungfrau von Orléans fast unter die Röcke gucken können, doch ein Hinweisschild zu unserem alten Platz am Ufer der Loire gibt es nicht, auch nicht auf dem Rückweg. Scheiße! Wir sind müde, haben Hunger, aber keinen Appetit mehr, der Autoatlas ist nicht sehr ergiebig in Bezug auf Campingplätze. Es ist später Nachmittag, und wir wüßten gern, wo wir

heute Nacht unser Haupt betten. Voller Groll darüber, dass ein Campingplatz einfach verschwindet, fahren wir auf den Parkplatz eines riesigen Supermarktes, wo wir uns darauf einigen, dass wir nicht mehr tun können, als auf der belebten Nationalstraße weiter in Richtung Westen zu fahren und uns auf unser Glück zu verlassen.

Der erste Platz, den wir in der Nähe von Beaugency anfahren, hatte bereits am 3. September geschlossen. Der zweite Platz, hinter den dicken Steinmauern eines herrschaftlichen Anwesens verborgen, dito. Die freundliche Madame an der Tankstelle, die wir um Rat fragen, möchte uns zu dem Camping nach Beaugency schicken, von dem wir gerade kommen und ist genau so erstaunt wie wir, als sie erfährt, dass bei diesem herrlichen Spätsommerwetter so viele Plätze schon dicht gemacht haben...

Auf unser Glück vertrauend fahren wir weiter, der schon ziemlich tief stehenden Sonne entgegen. Auf der Höhe von Mer ist im Auto Atlas auf der anderen Seite der Loire ein Camping verzeichnet. Den Weg dort hin erkennen wir sofort wieder, denn es ist genau die Départementstraße, auf der wir im Jahr 1999 nach Chambord gefahren waren. Schon von der eisernen Brücke aus, die mit imposanten Bögen die Loire überspannt, sehen wir zur Rechten unten am Ufer etwas, das ein Camping sein könnte. Gleich hinter der Brücke ist dann auch die Zufahrt zum Platz. An einem Holzpfehl hängt ein handgeschriebener Zettel. „Geschlossen ab 10.9.“... Heute ist der 11.9. Wie schön. Doch wir lassen uns nicht abschrecken, denn wir meinen, in der Ferne am äußersten Rand der großen Wiese einen oder mehrere Caravans zu erkennen. Und siehe da, an der Tür der Rezeption hängt ebenfalls ein handgeschriebener Zettel, auf dem steht, dass man wegen des schönen Wetters erst am 15. September schließt...

RR: KM-Stand bei Ankunft: 830. Das bedeutet, wir sind heute 330 Kilometer auf National- und Départementstraßen gefahren. Mehr ist an einem Tag nicht drin. Während der Fahrt hatte ununterbrochen die Sonne aufs Auto geknallt. Potentielle Parkplätze am Rande der teilweise schnurgeraden Straße lagen immer so, dass wir gar nicht erst aussteigen mussten, um zu sehen, dass es keinen Schatten gab. Erst am frühen Nachmittag fanden wir einen Parkplatz mit Imbißwagen, Tischen und Stühlen unter Sonnenschirmen, wo Fernfahrer saßen und riesige mit Fritten gefüllte Baguettes verzehrten. Wir tranken einen Kaffee und fuhren weiter.

Um 8 Uhr abends haben wir noch 25 Grad. Es ist schwül und völlig windstill. Neben uns das kleine Zelt eines Pärchen aus Leipzig mit einem 3-4-jährigen Töchterchen. Der Papa, Typ Späthippy, hat vorn eine Platte, hinten ein dünnes Zöpfchen und versucht ziemlich erfolglos und mit mäkelnder, vorwurfsvoller Stimme, das Kind zu erziehen. Die Mama sieht und hört gelassen zu und erklärt dem Töchterchen dann und wann, warum der Papa dauernd meckern muß. Und das alles in einem gepflegten Sächsisch.

Um halb Elf sind es noch 21 Grad, und wir gehen schlafen. Der Platz ist im Lauf der letzten Stunden immer voller geworden. Wir schließen daraus, dass er als einziger in der Gegend noch geöffnet hat. Viele Leute sind mit dem Zelt unterwegs.

DI 12.9.06.

KB: Der Platz ist sehr ruhig nachts, und wir haben beide gut geschlafen. Kurz vor halb acht stehen wir auf. Bei 15 Grad können wir gemütlich frühstücken und auf die Loire schauen, die gleichmäßig dahin fließt. Wir hatten schon gestern Abend beschlossen, heute nicht weiterzufahren, sondern einen Ruhetag einzulegen. Deshalb lassen wir uns Zeit. Daß die Sonne uns heute vor sich her treiben wird,

beginnen wir zu ahnen, als es um 10 Uhr schon fast unerträglich warm wird, weil es hier keinen Schatten gibt. Den gibt es erst am späten Nachmittag.

Ungefähr 200 Meter kann man stromabwärts auf einem Trampelpfad zwischen Ufer und Böschung gehen, dann hört der Weg leider auf und führt zum dem Dorf Muides-sur-Loire hinauf. Am neuen Dorfgemeinschaftshaus vorbei führt ein Sträßchen zur Kirche, die grau und alt unter dem blaßblauen Spätsommerhimmel steht. Innen ist sie karg aber freundlich, und der liebe Gott ist zum Anfassen. Leise Orgelmusik ertönt vom Band. Auf dem Platz vor der Kirche rauschen hohe alte Bäume, auf der Rückseite der Kirche steht ein breit ausladender Birnbaum auf einer frisch gemähten Wiese, umgeben von alten, grauen Bauernhäusern mit bemoosten Dächern. Ein älterer Monsieur steigt mühsam aus seinem Auto, macht sich am Kofferraum zu schaffen und trägt schließlich Einkaufstüten durch ein herrschaftliches, schmiedeeisernes Tor zum Haus. Wir wünschen ihm freundlich einen Guten Tag.

Hinter einem winzigen, künstlich angelegten Park mit ein paar Holzbänken und einem Kinderspielplatz führt ein Weg an einer Mauer entlang zum zentralen Platz des Ortes mit Postamt, Bäcker, Metzger, Bistro. In der Charcuterie erstehen wir drei Bratwürste. An alles, was mit Andouilles oder Rillettes zu tun hat, trauen wir uns, obwohl Spezialitäten der Gegend, nicht heran, denn es hat etwas mit Kutteln zu tun, und dafür sind wir noch nicht reif genug. Im Tante Emma Laden gegenüber kaufen wir Wein und Tomaten und in der Boulangerie ein Baguette. Damit sind wir für heute versorgt.

Bis zum Iglu sind es nur einige hundert Schritte. Wir stellen fest, dass fast alle Zelte, die gestern Abend hier standen, verschwunden sind. Nur die Leipziger erziehen noch immer ihr Töchterchen. In der Sonne sind es 32 Grad. Wir sind gar nicht amused. Eine etwa 50 Meter entfernte, hohe Pappel wirft einen lichten Schatten, in den wir samt Tisch und Stühlen gerade hineinpassen. Da ich keine Lust habe, die komplette Kücheneinrichtung ebenfalls in den Schatten zu transportieren, muß ich während des Bratens der Würste in der prallen Sonne ziemlich leiden. Wir können gerade noch unser Mittagessen verzehren, dann hat die Sonne einen solchen Stand erreicht, dass auch die Pappel nur noch einen handtuchbreiten Schatten spendet.

Obwohl wir keine große Lust haben, etwas zu unternehmen, aber einsehen müssen, dass wir nicht in der prallen Sonne herumhängen können, setzen wir uns ins Auto und fahren die paar Kilometer bis zum Parc von Chambord, der das gleichnamige Schloß umgibt und flächenmäßig ungefähr so groß wie Paris sein soll. Hier finden zur Eröffnung der Jagdsaison die großen Staatsjagden statt mit royalistischem Pomp und republikanischem Halali. Wer hier nicht eingeladen ist, aus dem wird nie was Gescheites. Von der schnurgeraden Allee, die auf das Schloß hinführt, gehen rechts und links Wanderpfade ab. Wir nehmen gleich den ersten schattig aussehenden Parkplatz. Die Bäume sind nicht sehr hoch, der Schatten daher arg durchlöchert. Der Sentier les Brosses, laut Langenscheidt: der Bürstenpfad (!?), ist staubig und schmal und führt uns in eleganten Windungen durch Farne und Buschwerk in einem weiten Bogen zurück zum Auto. Das hat nicht länger als eine halbe Stunde gedauert, und der Tag ist noch lang.

Da uns nichts besseres einfällt, fahren wir zurück zum Platz, wo wir eine Pinkelpause einlegen und leider akzeptieren müssen, dass es immer noch keinen Schatten gibt und in der freien Natur heute wohl auch nicht geben wird. Den wird es nur da geben, wo es möglichst hohe Mauern und möglichst enge Gassen gibt. Aus dieser Überlegung heraus fahren wir weiter nach dem kleinen Städtchen Mer, das auf der anderen Seite der Loire liegt. Als wir auf dem dortigen Parkplatz aus dem Auto

steigen, haben wir das Gefühl, auf einer heißen Herdplatte zu stehen. In den winzigen Schatten einer Mauer geduckt, gelangen wir nach wenigen Schritten in ein Gässchen, dessen Topografie zum Glück so beschaffen ist, dass sie die Sonne bei ihrem derzeitigen Stand weitgehend ausschließt. Ermattet sinken wir in die bequemen Korbsessel auf der kompromisslos schattigen Terrasse eines Bistros, bestellen Panachée und Pastis und warten darauf, dass endlich die Sonne untergeht...

Als wir gegen 4 Uhr zum Platz zurückkehren, können wir uns einigermaßen im Schatten einer Espe einrichten, die mit ihrem dichten Blätterdach die Sonne abhält. Es ist sehr windig. Wir trinken Rotwein, essen Käse, betrachten mit Genugtuung einen glühenden Sonnenuntergang, registrieren die weiterhin fruchtlosen Erziehungsversuche des Leipziger Zopftraggers, der nach Einbruch der Dunkelheit ein diskretes Lagerfeuer anzündet und sinnieren darüber, was die Worte der Dame von der Rezeption wohl bedeuten mögen, die prophezeit hatte, dass das Wetter so bleiben werde wie heute, denn mit solchen Vorhersagen positiv denkender Franzosen hatten wir nicht nur einmal schlechte Erfahrungen gemacht...

MI 13.9.06.

Um 9 Uhr fahren wir los mit einem Tachostand von 846 Kilometern. Für heute haben wir uns vorgenommen, so nah wie möglich an die Bretagne heranzukommen. Wir bleiben auf dem linken Ufer, wo die kaum befahrene D 951 uns an Blois vorbei führt, das vom anderen Ufer huldvoll majestätisch herübergrüßt. Bei Amboise wechseln wir aufs andere Ufer, da uns die Passage durch Tours auf einer Departementstraße zu kompliziert erscheint. Die N 152 führt dann auch problemlos immer am Ufer der Loire entlang durch Tours hindurch. Wir erspähen sogar ein Plätzchen am Straßenrand, auf dem wir das Auto direkt vor einer Brasserie parken können, wo uns die charmante Chefin, die in der Küche gerade beim Gemüseputzen ist, deux Grands Crèmes serviert und dazu zwei Croissants, die ich allerdings erst vom Boulanger nebenan holen musste.

Eigentlich hatten wir vorgehabt, hinter Tours bei Saumur wieder auf die beschaulichere Seite des Flusses zu wechseln, doch ein Blick in den Autoatlas läßt es uns ratsamer erscheinen, auch die nächste größere Stadt, Angers, auf der N 152 zu umfahren, wo der Verkehr allmählich metropolenmäßig wird. Alle LKWs Frankreichs scheinen in Angers zu tun zu haben. Die Beschilderung ist so saumäßig, dass für Leute, die dafür verantwortlich sind, glatt die Einführung einer milden Prügelstrafe zu erwägen wäre. Wir waren dem Schild NANTES gefolgt, das nur einmal ganz am Anfang aufgetaucht war und dann nie wieder. Erst als uns nach längerer Fahrt in die offensichtlich falsche Richtung klar wird, daß sämtliche Städte Frankreichs, in die wir nicht wollen, prächtige Schilder haben, nur die Stadt NANTES von der Landkarte verschwunden zu sein scheint, fahren wir von der Schnellstraße ab und versuchen, uns irgendwie zu orientieren. Über winzige Sträßchen und asphaltierte Feldwege rollen wir durch eine sehr reizvolle Gegend auf der Suche nach einem Hinweis, wo wir uns befinden könnten. Doch außer mampfenden Charolais Rindern treffen wir kein lebendes Wesen, und die Ortschaften, deren Namen wir vereinzelt auf einem verwitterten Schild entdecken, scheinen so klein zu sein, daß sie noch nicht einmal in unserem sonst sehr guten Atlas zu finden sind. Wir machen uns also erst gar nicht die Mühe, solch einem Schild zu folgen und fahren zurück zur Schnellstraße, wo wir genau die entgegen gesetzte Richtung wie vorhin einschlagen, und siehe da, nach ein paar Kilometern taucht ein Schild NANTES auf. Ab jetzt entspricht die Beschilderung mitteleuropäischen Standards, und wir schaffen

es ohne größeren Nervenzusammenbruch, Angers hinter uns zu lassen. Bei St. Georges fahren wir aufatmend wieder auf die andere Seite der Loire, wo wir in Chalonnes auf die D 751 treffen, die nach Nantes führt und an der hoffentlich ein Camping liegt, wo wir übernachten können.

Und tatsächlich, in der Nähe des Städtchens Ancenis unterhalb der Ortschaft Drain finden wir beim Kilometerstand von 1141 einen Camping Municipal, der geöffnet hat. Kurz nachdem wir das Iglu aufgebaut haben, beginnt es zu regnen. Wir sind fast allein auf dem Platz, der sehr schön am Ufer eines Altarms der Loire liegt, über dem sich Krähen und Möwen tummeln. Auf dem gegenüberliegenden Ufer stehen zwei Angler im feinen Regen. Nur einen Campingbus aus NL gibt es noch in der Nachbarschaft, unter dessen Zeltvorbau ein Pärchen mittleren Alters in Rollstühlen sitzt und liest. Die Dame vom Accueil schaut kurz vorbei und meint, daß sie gegen 5 im Büro sein werde, wo wir dann die Formalitäten erledigen könnten.

Da wir Hunger haben, fahren wir nach Drain, dem kleinen Ort, der sich über einen steilen Hügel hinzieht. Ein Restaurant finden wir leider nicht, dafür aber einen Bäckerladen und einen Supermarkt mit Tiefkühltruhe. Der entnehmen wir ein Pfannengericht aus Kartoffelscheiben, grünen Bohnen, Pilzen, Knoblauch und Entenfleisch. Das kann ich während einer kurzen Regenpause schnell zubereiten, essen müssen wir allerdings im Auto. Dafür schmeckt es aber sehr gut. Leider schaffen wir nicht alles, und leider kann man beim Campen keine Reste aufbewahren.

Gegen 5 Uhr treffe ich die freundliche Dame in der Rezeption. Als sie den Personalausweis anschaut, sagt sie: *Ah Francfort...!* Ich zahle 7 Euro 50 und erfahre, daß es auf dem Platz einen Fernsehraum gibt, den wir bei schlechtem Wetter heute Abend benutzen können. Außerdem drückt sie mir herumliegendes Prospektmaterial in die Hand und erzählt lebhaft von den „Boires oubliées“, den Altarmen der Loire, deren Landschaft mit seinem komplizierten Ökosystem einen besonderen Reiz habe. Auch den Wetterbericht erwähnt sie, und der sei ganz schlecht, dabei wackelt sie bedauernd mit dem Kopf, es sei nur Regen in Aussicht, aber in der Bretagne gebe es ja viel Wind, da würde sich das Wetter immer schnell ändern... Als ich zum Iglu zurückkehre, überholt mich ein Kleinbus mit einer Hebebühne drauf und den Schriftzügen einer Elektrizitätsgesellschaft an den Seiten. Die beiden Insassen, offenbar Arbeiter auf Montage, wohnen in einem Caravan ein paar Parzellen weiter.

Manchmal hört der Regen für ein paar Minuten auf, doch dann geht es wieder los. Wir kennen das Spielchen, raus aus dem Auto, rein ins Auto, der Wein steht griffbereit im nassen Gras, man hat immer was zu tun, um zu überleben, und so ein abartiger Gedanke, wie den Abend in einem Fernsehraum zu verbringen, würde uns erst gar nicht in den Kopf kommen. Die Rollstuhlfahrer, von denen sich der Mann noch ganz gut für kurze Zeit außerhalb des Rollstuhls bewegen kann, werden von zwei kleinen Hunden in Trab gehalten. Die freundliche Dame vom Platz schaut öfter bei ihnen vorbei und hat offensichtlich auch Einkäufe für sie erledigt. Als sie geht, wünscht sie uns allen eine Bonne nuit.

Ehe es ganz dunkel wird, hört der Regen auf, und wir machen einen kleinen Abendspaziergang am Wasser entlang. Die Wiesen dampfen, und wir sind die einzigen Menschen auf dem Planeten, der nur aus dieser Auenlandschaft besteht, in der merkwürdige Vögel am anderen Ufer noch merkwürdigere Töne von sich geben, ehe sie sich kopfüber ins träge Wasser stürzen. Am Ufer schwarze, halb voll gelaufene Barken, die auf die Angler warten. Wir sitzen bis 10 Uhr vorm Zelt, schauen aufs Wasser, in dem sich der etwas hellere Himmel spiegelt. Um uns Stille,

dann und wann ein Vogelruf, das Zirpen einer Grille. Über uns ein schüchterner Sternenhimmel. Nachts regnet es.

DO 14.9.06.

Wir haben trotz des Regengeprassels gut geschlafen und sind schon kurz nach sieben Uhr wach. Punkt viertel nach fahren die beiden Männer mit der Hebebühne zur Arbeit. Wir frühstücken im Stehen. Alles ist naß, und wir beeilen uns, zwischen zwei Schauern unseren Haushalt im Kofferraum zu verstauen. Als wir kurz nach neun vom Platz fahren, beginnt es wieder zu regnen.

Bei der ersten sich bietenden Gelegenheit fahren wir aufs rechte Ufer, wo uns nach wenigen Kilometern die N 23 ohne Probleme um Nantes herum führt. Hinter Nantes beginnt die bretonische Autobahn, die sich aber nur Nationalstraße nennen darf, da sie im Gegensatz zu den übrigen französischen Autobahnen gebührenfrei ist, was als eine Art „Entwicklungshilfe“ der Zentralregierung für diese abseits gelegene Region gedacht ist...

Es herrscht reger Verkehr. Der leichte Nieselregen hört allmählich auf, und der Himmel wird höher und etwas heller. Wir sind guter Dinge, auch wenn die Bretagne, von der Straße aus gesehen, wie jede x-beliebige, verregnete Hügellandschaft aussieht. Kurz vor Auray taucht das erste Schild auf, das auf Carnac mit seinen Steinalleen hinweist. Wenig später erreichen wir die Ausfahrt Locmariaquer, wo wir die Autobahn verlassen.

Den Ort hatten wir anhand des Reiseführers ausgesucht, weil es hier Campingplätze gab, die bis in den Oktober hinein noch geöffnet waren. Außerdem wegen der alten Steine und natürlich wegen der Nähe zu Carnac mit noch viel mehr alten Steinen. Gleich nach der Ausfahrt fahren wir auf den riesigen Parkplatz einer Crêperie, die, wie nicht anders zu erwarten, geschlossen hat. Daher müssen wir notgedrungen einen Teil unserer Körpersäfte in einem kleinen Wäldchen am Rande des Parkplatzes entsorgen.

Was wir während der nun folgenden 11 Kilometer bis zur Küste rechts und links der Landstraße sehen, ist nicht dazu angetan, uns zu Begeisterungsausbrüchen hinzureißen. Feuchtes, niedriges Buschwerk, ein kleiner Ort, der Crac'h heißt, ein bunt angemaltes Gewerbegebiet und überall scheußliche, einstöckige Häuser, deren gleichförmig phantasielose Architektur neben der Tatsache, dass überall die Rolläden unten sind, darauf hindeutet, dass es Ferienhäuser außer Dienst sind. Unser Jubel hält sich also in Grenzen, als wir am nördlichen Ortsrand von Locmariaquer das Hinweisschild zu einem der Campings erblicken, die wir uns ansehen wollen.

Der Platz nennt sich La Ferme Fleurie, weil er direkt neben einem Bauernhof liegt, der über und über mit bunten Blumen bewachsen ist und entspricht nicht unbedingt unseren Vorstellungen. Auf einem langen, schlauchförmigen Stück Wiese reihen sich etwa 30 Stellplätze aneinander, von denen fast jeder von einer, teilweise fest installierten, Wohnburg besetzt ist. Obwohl durch Hecken oder Jägerzäune voneinander getrennt, kann man dem Nachbarn in den Kochtopf gucken. Die Sanitäreinrichtungen sind winzig, der Preis pro Nacht happig, 13 Euro 50. Außerdem haben wir das Gefühl, dass die Leute hier lieber unter sich bleiben möchten, denn wir werden ziemlich mißtrauisch beäugt. Die Entscheidung, diese mobile schwäbische Reihenhausssiedlung schnellstens wieder zu verlassen, fällt uns daher nicht schwer.

Nach etwa einem Kilometer wird der Himmel ganz weit und von feinstem Blau. Wir sind am Meer. Die schmale Küstenstraße auf dem Dünenkamm ist nur in eine Richtung befahrbar. Rechts unten der Strand, links der ausgedehnte Camping Municipal De La Falaise. Dort schauen wir uns um und beschließen zu bleiben. Der Preis von 10 Euro 50 pro Nacht hat keinen geringen Anteil an dieser Entscheidung.

Das Gelände schmiegt sich in eine sanfte Dünenlandschaft. Der Platz ist nicht leer, aber auch nicht voll. Gerade so, dass man nicht allein ist, aber dem Nachbarn auch nicht auf der Pelle hockt. Wir installieren uns am Rande eines kleinen Wäldchens, das aus einer mit rotbraunen Kiefernadeln bedeckten Sandkuhle besteht, um die herum etwa ein halbes Dutzend Seekiefern stehen, die mit ihren gekrümmten, teils sich wie Schlangen über den Erdboden windenden, mächtigen Stämmen unmißverständlich klarmachen, aus welcher Richtung der Wind weht.

Um komplett installiert zu sein, ist es heute nicht damit getan, wie bisher in 20 Minuten das kleine Iglu aufzubauen, Tisch und Stühle in den Wind zu stellen und dann die Beine in die Sonne zu strecken; die Zeiten sind vorbei, denn wir haben uns ein größeres Zelt, ebenfalls in Form eines Iglus, angeschafft, in dem man außer schlafen auch stehen, sitzen, wohnen und kochen kann. Beim Probeaufbau im Garten hatten wir uns schwer getan und waren erschlagen gewesen von der Masse Zelt, die da vor uns stand. Deshalb hatten wir beschlossen, um uns unsere Mobilität durch solch ein Riesendrum nicht beschneiden zu lassen, auch weiterhin mit dem kleinen Ding zu reisen und die Regenstunden wie gehabt im Auto zu verbringen. Diese Entscheidung erleichterte uns ungemein, und wir verstaute das ganze Gelumpe auf dem Hängeboden. Beim Packen des Autos hatte ich dann bei der Vorstellung einer von dunklen Regenwolken verhangenen und sturmzerzausten Bretagne doch Skrupel bekommen und die schwere Zelttasche ganz unten und ganz hinten im Kofferraum versteckt, wo sie nicht mehr Platz weg nahm als sonst unsere Weinvorräte, die wir nach Frankreich nicht mitzunehmen brauchten. Für unterwegs das kleine Iglu, für einen längeren Aufenthalt das große, mit diesem Kompromiß konnten wir leben.

Der Aufbau unter dem weit ausladenden, mächtigen Ast einer Seekiefer, der uns vor zu viel eventueller direkter Sonnenbestrahlung schützen soll, dauert ca. eineinhalb Stunden, da wir noch keine Übung haben. Aber wenn so ein großes Ding dann steht, ist es doch ganz angenehm. Diese Erfahrung machen wir gleich nachdem wir den letzten Hering im Sandboden versenkt haben, denn es beginnt heftig zu regnen, und wir genießen es, im Trockenen zu sitzen. Zwar tropft es an drei Stellen ein bißchen durch, doch das muß man in Kauf nehmen, denn das Zelt ist, weil made in China, natürlich sehr preiswert gewesen.

Etwa 300 Meter vom Platz entfernt gibt es einen großen UTILE Supermarkt, wo wir Putenschnitzel, Tomaten, eine Gurke und ein Gummibaguette kaufen. Die Preise für Lebensmittel entsprechen etwa denen im REWE in Frankfurt, die Preise für Wein etwa denen bei ALDI. Es gibt Cidre in vielen Variationen ab 1 Euro die Flasche. Wir können also zufrieden sein, es gibt alles, was das Herz begehrt. Sogar eine angestaubte Telefonkarte sucht der junge Mann aus der untersten Schublade eines Schrankes im hinter den Kassen liegenden Glaskasten der Filialleiterin heraus. (RR: Wir haben zwar unser Handy dabei, wollen uns aber auch in diesem Urlaub von einer Telefonzelle aus melden. Falls irgendetwas ist, können die Kids auf die Mailbox sprechen, die wir jeden Abend abhören).

Wir teilen Sarahs Anrufbeantworter in Frankfurt mit, daß alles ok. ist und machen uns auf zu einem Inspektionsrundgang. Die Sanitäranlagen sind nicht luxuriös aber

ausreichend und funktional. Klopapier gibt es keines. Duschen sind natürlich frei. Die Kabinen etwas eng, mit einer winzigen Ablagemöglichkeit und nur einem Haken. Dafür entdecken wir aber mit geschultem Camperblick sofort die geräumige Waschkabine für Mutter und Kind. Das Waschbecken hat die Größe einer Kinderbadewanne, und es gibt eine Handdusche. Ideal zum Haare waschen. Wir sind restlos zufrieden. Idealere Bedingungen als hier, kann es nicht geben. Preis, Leistung, Infrastruktur – alles stimmt! Wir versichern uns immer wieder gegenseitig, daß wir gar nicht wissen, womit wir so viel Glück verdient haben.

Der Regen hat inzwischen aufgehört und der mäßige Wind aus Nordwest den Himmel blank gefegt.

Zum Strand sind es vom Iglu aus knapp 30 Meter. Man geht durch eine kleine Pforte im Zaun, überquert die schmale Straße, auf der ab und zu ein Caravan fährt und steht oben auf der nicht sehr hohen, mit kurzem Gras bewachsenen Düne, die in einen veralgten, bei Ebbe ziemlich breiten Strand übergeht. Aus sandigem Schlick wachsen bizarre, rostfarbene Felsformationen hervor, die bei Flut vollständig mit Wasser bedeckt sind. Da der Wind heute vom Land kommt, dümpelt das Meer träge vor sich hin. Im Westen ahnt man die flache Küstenlinie der Halbinsel Qiberon, am südlichen Horizont die Belle Ile, die Schöne Insel, auf der Sarah Bernhardt mit illustren Gästen dereinst ein luxuriöses Sommerhaus hoch über den Klippen bewohnte. Im Südosten das offene Meer, das sich bis zum Golf von Biscaya und der nordspanischen Küste erstreckt.

Wir gehen einige hundert Meter in westliche Richtung bis zu dem Punkt, wo der Strand in eine niedrige Steilküste übergeht und sich eine etwa einen Kilometer tiefe und breite Bucht öffnet, die kleineren Fischerbooten und Seglern als natürlicher Hafen dient. Auf der Landspitze, an drei Seiten von grünem Buschwerk umgeben, der Dolmen des Pierres Plates. Das knieförmig gebogene Langgrab ist bis zu den flachen Steinen, die die Grabkammer überdachen, noch mit Erde bedeckt und macht daher einen sehr authentischen Eindruck. Es ist kein durch Erosion entstandenes, über der Erde liegendes Kunstwerk, sondern eine unterirdische Grabkammer, die vor 5000 Jahren die Gebeine hochgestellter Persönlichkeiten beherbergt hat. Wäre nicht der eindeutig von Menschenhand geschaffene Eingang, so könnten die Deckensteine auch eine natürliche Felsformation sein. Im Eingangsbereich steht knöcheltief Regenwasser, so daß wir nur kurz den Kopf ins muffige Grabesdunkel reinstecken und ein Foto von den Ritzzeichnungen machen, die uns allerdings nicht viel sagen. Was uns eher anrührt ist, daß man vor so langer Zeit schon versucht hatte, dem menschlichen Leben so etwas wie Ewigkeit zu verleihen, indem man die sterblichen Überreste vor dem Hintergrund der unendlichen Weite von Meer und Himmel bestattete. Auch dass man daran gedacht hatte, uns ein schönes Fotomotiv zu hinterlassen, wissen wir zu schätzen.

Wir machen noch ein paar Schritte an der Steilküste entlang und bestaunen die Gesteinsformationen, die die Erosionstätigkeit von Wind und Wasser im Laufe der Jahrtausende geschaffen hat und die uns manchmal an die Decke der Säulenhalle in Gaudís Parc Güell in Barcelona erinnern, die wir erst vor kurzem bewundert hatten. Auch hier sehen die Granitfelsen aus, als müßten sie jeden Moment zu Staub zerbröseln. Doch wir wissen, sie werden noch Hunderte von Jahren in dieser Form überdauern.

Später auf Nr. 52 hauen wir die Putenschnitzel in die Pfanne. Dazu gibt es Tomate und Gurke und Gummibaguette. Ein hervorragender Chinon von der Loire paßt wunderbar dazu. Wir sind restlos zufrieden und bedauern die belgischen und

französischen Rentner um uns herum, die um 8 Uhr abends schon in ihren Wohnklos vor der Glotze sitzen, während wir aufs dezent angestrahlte Kiefernwäldchen schauen und den Himmel über der Bretagne ganz für uns allein haben. Nur ab und zu latschen Obelixe, ihre Idefixe an der Leine, an unserem Zelt vorbei, während ein paar Meter entfernt ein Igel durch die Hecke klirrt.

FR 15.9.06.

Die Nacht war kalt. Das haben wir zwar registriert, aber gefroren haben wir nicht. Morgens um 8 Uhr messen wir 10 Grad. Da es etwas stürmisch ist, bezwingen wir unseren Masochismus und frühstücken nicht im Freien, sondern im Zelt, und weil uns das gefällt, beschließen wir, in Zukunft grundsätzlich im Zelt zu essen und natürlich auch zu kochen. Nach dem Frühstück sichern wir das Zelt mit Sturmheringen, räumen das Auto auf und sind schließlich um 11 Uhr fix und fertig eingerichtet. Es kann losgehen.

Da wir uns vorgenommen haben, in den nächsten Tagen nur die engere Umgebung zu erkunden, fahren wir heute auf dem Küstensträßchen nur die 2 Kilometer bis zur Pointe de Kerpenhir. Das bretonische (bzw. keltische) Ker pen hir heißt soviel wie Kap oder Landzunge. Auf dem gemauerten Rondell stehend, blickt man auf die Rückseite einer überlebensgroßen steinernen Statue, die mit einem Kind auf dem Arm, auf den Ozean hinausblickt. Wir denken zuerst erschrocken, doch nicht etwa die heilige Jungfrau mit dem Jesulein, doch unsere leise Hoffnung, daß es auch etwas anderes sein könnte, wird später durch den Reiseführer bestätigt: es ist eine Fischerfrau, die auf die Heimkehr des Fischermannes wartet. Zu der ersteren Vermutung hatte zum einen beigetragen, dass das bretonische Locmariaquer soviel wie Ort der Heiligen Maria bedeutet, zum anderen, daß die landestypische, runde Haube der Frau von hinten gesehen an einen Heiligenschein erinnerte...

Von der felsigen Landzunge schaut man auf die nur einen Kilometer breite Meerenge, die den Golf von Morbihan mit dem Ozean verbindet. „Das kleine Meer,“ bretonisch: Mor Bihan, ist ein ausgedehntes Binnenmeer mit hunderten von Inselchen und einem sehr milden Klima und teilweise mediterraner Vegetation. Eine bretonische Legende berichtet von den Feen, die einst hier lebten, und deren Tränen, als sie vor den Menschen flüchten mußten, das Land überschwemmten...

Alle 12 Stunden werden an dieser Stelle die Wasser mit 10 Knoten Geschwindigkeit entweder in den Golf gedrückt oder sie fließen zurück in den Ozean. In grauer Vorzeit glitten hier bei abfließendem Wasser die Schiffe mit den Seelen der Toten vorbei, hinüber ins Reich der Göttin des Jenseits.

Um zum Platz zurück zu kommen, müssen wir über Locmariaquer fahren, was aber nur ein paar Minuten dauert. Unterwegs hatten wir kurz anhalten und aussteigen müssen, weil ich meinte, durch das Buschwerk am Straßenrand auf der dahinter liegenden Wiese einen Menhir gesehen zu haben. Doch wir fanden keinen Hinkelstein weit und breit, nur Matsch und Kuhscheiße.

Wir stellen das Auto auf dem großen Parkplatz am Ortseingang ab, der auch genügend Raum für Reisebusse bietet, von denen einer gerade eine Ladung französischer Senioren ausspuckt. Wir sind trotzdem ungestört in den zwei oder drei schmalen Gässchen, die alle zum Hafen führen. Die einstöckigen Häuser sind aus grauem Granit und machen einen für die Ewigkeit gebauten, ziemlich abweisenden Eindruck. Noch nicht ganz verblühte Hortensien verleihen dem Bild eine etwas freundlichere Note. Nachdem wir einen kurzen Blick auf den Hafen riskiert haben,

beschließen wir, heute Nachmittag noch mal zu Fuß wiederzukommen, da jetzt zur Mittagszeit die Terrasse des einzigen Bistros überfüllt ist von mampfenden Senioren.

Um 14 Uhr messen wir auf dem Platz 18 Grad. Der Wind kommt immer noch aus Nordwest.

Nach dem Essen machen wir uns zu Fuß auf den Weg nach Locmariaquer. Am UTILE vorbei führt die Landstraße durch eine Siedlung von weit auseinander stehenden, grauen Häusern, die vergeblich versuchen, sich in ihren Vorgärtchen zu verstecken. Wir brauchen eine dreiviertel Stunde bis zu dem Parkplatz, wo wir heute Morgen das Auto geparkt hatten, von da sind es bis zum Hafen nur ein paar Schritte. Es hat zu nieseln begonnen, und wir fühlen uns fast wie in Cornwall.

Auf der Terrasse des Bistros finden wir noch ein Plätzchen unter der Markise. Wir bestellen einen Grand Crème und eine Bollée de Cidre (4 € 70). Die Bollée ist ein Keramikschüsselchen, das an eine Suppentasse erinnert, aus dem man in der Bretagne den Cidre schlürft. Wir schauen auf den Hafen, der eigentlich nur die weite Mündung des Flusses Auray ist. Da wir gerade Hochwasser haben, schaukeln ein paar kleine Segelboote vor der Quaimauer. Zwei Möwen kreischen im Wind. Das gegenüberliegende, mit grünem Buschwerk bestandene Ufer gehört zu einer der 365 Inseln, für jeden Tag eine, die über den Golf von Morbihan verstreut sind.

Die Autos auf dem Parkplatz vor dem Bistro tragen fast alle einheimische Kennzeichen. Die meisten Leute, die auf der Terrasse sitzen, warten auf die Abfahrt der Fähre zu einem der Inselchen. Während es still und leise auf die Markise pieselt, vertreiben wir uns die Zeit damit, laut darüber nachzudenken, warum es so viele belgische Rentner auf dem Campingplatz gibt. Wir nehmen an, da Französisch mit belgischem Akzent in Frankreich als Todsünde gilt, traut man sich wahrscheinlich nur in die Bretagne, wo man das mit dem Akzent nicht so genau nimmt...

Auf dem Rückweg nehmen wir den sentier litoral, einen schmalen Weg, der sogar für Fahrräder gesperrt ist und zwischen flachen Häuschen und kleinen Gärtchen, die direkt bis ans Wasser gehen, hindurchführt. Leider hört der Weg auf der Höhe des großen Parkplatzes auf, und wir müssen wieder auf die Landstraße zurück. Der Himmel hängt tief und es nieselt ohne Unterbrechung. Ich habe Atemnot und gerate ins Schwitzen. Der Nikotinkonsum der letzten Tage macht sich bemerkbar...

Kurz vor dem Ortsausgang das Hinweisschild zu einem Tumulus: Mehr als ... Hroec'h ... können wir uns von dem umfangreichen bretonischen Namen nicht merken. Und weil wir das sowieso nicht aussprechen können, ist es auch egal. Über einen schmalen, feuchten, an beiden Seiten mit Büschen bewachsenen Hohlweg gelangen wir zu einem riesigen, immer noch recht hohen Steinhaufen, der in der Mitte eingesunken ist. Eine steile, lange Treppe führt zu einer zum Glück verschlossen aussehenden Holztür hinab, hinter der wir nichts vermuten, was uns dazu verleiten könnte, die glitschigen Stufen hinab zu steigen. Schon gar nicht ohne Taschenlampe, die man hier immer dabei haben sollte. Da der Ort alles in allem den Charme eines eingesunkenen Massengrabs hat und ehe uns keltisch sprechende Geister ob unserer ketzerischen Gedanken auf die Pelle rücken können, treten wir lieber den Rückzug an.

Ganz am Ende des Hafens, wo die Boote jetzt bei Ebbe auf der Seite im schwarzen Schlick liegen, steht eine Bretterbude, in der Austern und andere Schalentiere verkauft werden. Das Kilo kostet ca. 5 Euro. Locmariaquer hat eine lange Tradition in der Austernzucht. Neben dem Tourismus ist sie die Haupterwerbsquelle. Über 40 Zuchtbetriebe produzieren rund 3000 Tonnen Austern pro Jahr. Da wir nicht wissen,

ob wir die Dinger aufkriegen und uns auch nicht als Barbaren outen möchten, die nicht täglich zum zweiten Frühstück ein halbes Dutzend Austern schlürfen, verzichten wir auf das Schnäppchen.

Abends sitze ich oben auf der Düne im Wind und fotografiere den ersten großen Sonnenuntergang.

SA 16.9.06.

Gegen 9 Uhr messen wir 15 Grad. Die Sonne gibt ein kurzes Gastspiel, dann verschwindet sie hinter den aus Westen heranziehenden Wolken.

Nachdem wir im UTILE unser Mittagessen und Wein eingekauft haben, machen wir uns auf die Suche nach den größeren Steinen, für die Locmariaquer berühmt ist. Wir wissen, sie können höchstens 2 Autominuten von uns entfernt sein. Als wir nach 10 Minuten Fahrt in Richtung Auray/Autobahn immer noch kein Hinweisschild gesehen haben, fahren wir auf den Parkplatz einer Trucker-Kneipe, wo sich eine Informationstafel befindet. Und siehe da, wir werden in unserer Ahnung, dass wir die Steine förmlich müssten riechen können, bestätigt. Wir brauchen nur zu wenden und in die Richtung, aus der wir gekommen sind, zurückfahren. Und für die Touristen, die ja zwangsläufig immer aus dieser Richtung kommen, gibt es natürlich Hinweisschilder zu den Sites Megalithiques, zum Grand Menhir Brisé und dem Table des Marchand. Für die Einheimischen, die aus Richtung Locmariaquer kommen, braucht man die sicherlich nicht, und wir sind ja sozusagen Einheimische, die sich nur noch nicht so richtig auskennen.

Auf dem Parkplatz stehen nur wenige Autos. Das lässt hoffen, dass wir einsame Zwiesprache mit den Steinen halten können. Doch dazu müssten wir erst einen klotzigen Pavillon aus Beton und Glas durchschreiten, in dem die Nachfahren keltischer Wegelagerer die Hand aufhalten (5 € will man haben). Uns dämmt, die Steine sind kaserniert.

Wir gehen am quietschegrünen Maschendrahtzaun entlang, den man mit Buschwerk versucht hat, blickdicht zu machen. Doch der Lücken sind gar viele. Mittellose Kulturreisende müssen ab und zu mit Gartenschere angerückt sein. So haben wir keine Probleme, uns den in vier Teile zerbrochenen „größten Menhir der Welt“ aus nächster Nähe anzusehen. Doch er beeindruckt uns nicht. Sein Gewicht von 350 Tonnen ist rein virtuell, genau wie seine Höhe von über 20 Metern, wenn er denn in einem Stück vor uns stünde. So wie es einen Unterschied macht, ob man einem ausgewachsenen Elefanten mit seinem Mahout auf einer südindischen Landstraße begegnet, oder ob man ihm im Zoo, durch Wassergräben von seiner betonierten Kunstlandschaft getrennt, gegenübersteht, so hat auch der Stein durch die Internierung seine Aura verloren, er ist tot, er spricht nicht zu uns. Kein Schauer kriecht über den Rücken.

Auch der Table des Marchand, ein riesiger Tumulus, ist nichts weiter als ein Haufen ordentlich übereinander geschichteter Steine inmitten einer gepflegten grünen Parklandschaft. Innen soll es bedeutende Ritzzeichnungen geben, die uns aber nicht locken können, über den Zaun zu klettern. Heinrich Heine, der in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts im Zuge seiner Recherchen zu dem Aufsatz über die „Elementargeister“ auch in Lok Maria Ker (so Heines Schreibweise) gewesen war, hatte behauptet, in den Tumuli, die über die Halbinsel verstreut lagen, und insbesondere im Table des Marchand, hausten „Korrigans“, eine Art kleinwüchsiger Trolle, die aber auch die Fähigkeit hatten, sich zu Riesen aufzuplustern und den Menschen mal freundlich, mal weniger freundlich gesinnt waren. Eigentlich hätten wir

im Empfangsgebäude mal nachschauen sollen, ob dort vielleicht so ein Exemplar noch hinter der Kasse sitzt...

Zu Hause bedauern wir dann doch, dass wir das Innere des Steingrabs nicht besichtigt haben. Das hätte allerdings zur Folge gehabt, dass wir noch mit dem Boot zur Insel Gavrinis hätten übersetzen müssen, die ein paar Kilometer von Locmariaquer entfernt im Golf von Morbihan schwimmt und den größten Tumulus der Bretagne beherbergt. Dort hätten wir erfahren, dass man bei Restaurierungsarbeiten in den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts eine seltsame Entdeckung gemacht hatte. Die gewaltige Steinplatte aus Granit, die die Decke der Grabkammer bildete, war offensichtlich das Fragment eines noch größeren Steines. Man fand heraus, dass diese Platte mit Ritzzeichnungen von neolithischen Werkzeugen und zwei Rindern mit langen gebogenen Hörnern millimetergenau zu einer Platte passte, die man im Table des Marchand fand. Es musste also gewaltige mit Zeichnungen verzierte Menhire gegeben haben, die zerbrochen waren oder die man mit Vorsatz zerbrochen hatte und deren Fragmente man dann anderweitig und an für steinzeitliche Verkehrs- und Transportverhältnisse weit auseinander liegenden Orten verwendet hatte...

Als wir dem Steinknast den Rücken kehren, sehen wir in einiger Entfernung auf der Landstraße von Locmariaquer her eine Prozession auf uns zukommen. Sollte uns als Ausgleich für die Enttäuschung, die uns der Menhir bereitet hatte, ein „Pardon“ begegnen, einer dieser bretonischen Umzüge frommer Katholiken, die jeden Tag irgendwo stattfinden und die nichts weiter bezwecken, als einen der 7777 (jawohl!) Heiligen, die in der Bretagne verehrt werden, um „Vergebung“, also „Pardon“, zu bitten? Viele der Heiligen sind nicht einmal in Rom bekannt und für so skurrile Sachen zuständig wie etwa Sodbrennen bei Beinamputierten...

Als wir dann den mit Herbstblumen und Luftballons geschmückten Traktor an der Spitze des Zuges erkennen, schwindet unsere Hoffnung, dass es ein Pardon sein könnte. Es ist ein profaner Hochzeitszug, ein „Convoi d'anges heureux“, wie ein Schild am geschmückten Anhänger verkündet, auf dem das Brautpaar sitzt, dessen bretonische Vornamen auf einem Pappschild vorn auf der Motorhaube stehen, wir können leider nur so etwas wie Erwan oder Ernan et Gael... entziffern. Auf jeden Fall ein Brautpaar mit bretonischem Nationalbewusstsein. Es wird der Bretagne sicher stolze Bretoninnen und Bretonen schenken, die in 20 Jahren an Autobahnbrücken immer noch Graffiti sprühen werden, wie: *Bretons, Maitre chez soi...*

RR: Bereits während der Hochzeitszug an uns vorüber rollte, fing mein rechter Handrücken an zu jucken und zu brennen. Ich konnte zusehen, wie die Schwellung wuchs. Welches Insekt - prähistorisch oder neuzeitlich - mich nicht leiden konnte, war nicht mehr festzustellen. Erst nach drei Tagen war der blauviolett verfärbte Handrücken wieder einigermaßen normal.

KB: Auf dem Rückweg zum Platz machen wir noch einen kurzen Abstecher zu den Pierres Plates, die, in ihre Aura gehüllt, in gleichgültiger Einsamkeit vor dem weiten blauen Horizont liegen.

Nachdem wir uns eine tiefgefrorene Paella in der Pfanne heiß gemacht haben, nehmen wir unsere Stühle und setzen uns oben auf die Düne, schauen aufs Meer oder lesen. Die Sonne kommt langsam durch, es wird wärmer und die Gegend bevölkert sich. Wochenende. Alle wollen den milden Spätsommertag genießen. Wo sonst kaum ein Auto vorbeikommt, ist heute alles zugestellt. Wir können für kurze Zeit Turnhosen anziehen. Doch dann kommt ein kühler Wind auf, so dass wir vors

Zelt ziehen müssen. Und das steht leider im Schatten der mächtigen Seekiefer. Also hüllen wir unsere nackten Beine wieder in Textilien.

Bei einem Rundgang über das riesige Gelände entdecken wir in der hintersten Ecke des Platzes ein winziges Iglu. Ansonsten gibt es nur vereinzelt ein paar Wohnmobile. Die meisten klumpen sich bei uns rund um die einzige um diese Jahreszeit noch geöffnete Sanitäreanlage.

Am späten Nachmittag machen wir einen Spaziergang über die Düne zur steinernen Fischerfrau. Die Luft ist sehr klar. Die felsigen Inselchen am Horizont sind zum Greifen nah. Die schwarzrote Boje, die den Eingang zum schützenden Golf markiert, liegt bewegungslos auf einem glatten Meer. Es ist fast völlig windstill. Die grauen Betonwände eines deutschen Bunkers aus dem zweiten Weltkrieg schwitzen bunte Graffiti aus. Die Eingänge sind zugemauert. Man sieht noch genau die kreisrunde betonierte Plattform, auf die das Geschütz montiert war. Hier hatten Knobelbecher geknallt. In der Luft hängt noch der Widerhall zackiger Kommandostimmen nebst einem Hauch von Lilli Marlen. Ich mache ein Foto, Bunker vor Seekiefer, im Hintergrund der Ozean. Wenn unsere Väter auch sonst nicht viel getaugt haben, so haben sie uns wenigstens annehmbare Fotomotive hinterlassen.

Gegen Abend kommt wieder Wind auf. Wir sitzen im Iglu und essen Käse und Gummibaguette. Der benachbarte geräumige Caravan, der die beiden letzten Tage verlassen dagestanden hatte, ist seit dem frühen Nachmittag voller Leben. Wochenendcamper. Es wird gegrillt und gefressen und gesoffen, Kinder wuseln zwischen den Erwachsenen. Wir hatten mindestens 8 Leute gezählt, die auf dem Weg vor dem Caravan Boule spielten und schon Lust gekriegt, uns mit unseren Kugel dazuzugesellen, aber dann hätte ich mit meinem Küchenfranzösisch rummachen müssen, und dazu hatte ich heute keine Lust. Also schauten wir zu und freuten uns, in dieser geriatrischen Umgebung endlich mal Lachen und fröhliche Kinderstimmen zu hören.

Als um uns herum Ruhe eingekehrt ist, sitzen wir vorm großen Iglu, trinken Rotwein, schauen in den sternklaren Himmel und gehen früh schlafen.

SO 17.9.06.

Um 8 Uhr messen wir 16 Grad. Der Wind hat gedreht und kommt jetzt aus Südost. An der Autoantenne habe ich mit einer Wäscheklammer ein gelbes Plastikbändchen befestigt und weiß jetzt auf den ersten Blick, woher der Wind weht. Der dem Wind zugewandte Zelteingang wird dann geschlossen, der andere geöffnet. Als ich die Augen aufmachte, hatte es leicht aufs Zelt geträpelt. Mein erster Gedanke war: Scheiße, im Regen frühstücken...

Es ist sehr mild. Im warmen Zelt haben 2 Mücken Asyl gesucht. Vom untersten Ast der Seekiefer schaut uns ein Rotkehlchen beim Frühstück zu.

Wir haben immer noch keine Lust zu größeren Ausflügen und fahren deshalb ins nur elf Kilometer entfernte Städtchen Auray. Dort steigen wir die serpentinenförmige Promenade du Loc'h, Loc'h ist der bretonische Name des Flusses Auray, die immer wieder Ausblicke auf feucht glänzende Schieferdächer und das smaragdgrüne Wasser des Flusses erlaubt, nach dem mittelalterlichen Hafenviertel St. Goustan hinab, das aus zwei von bunten Fachwerkhäusern gesäumten Gassen besteht, die sich auf dem Scheitelpunkt des steilen Hügels bei der Kirche St. Sauveur treffen.

Auf einem Sockel, der aus einer Mauer aus grauen Granitblöcken hervorragt, steht in Lebensgröße der Heilige Goustan. Er hält einen Fisch wie ein Baby an die Brust

gedrückt, denn er ist der Schutzheilige der bretonischen Fischer. Unter den Arm hat er ein Buch geklemmt. Auch in der Kirche treffen wir ihn, als Kanzelprediger dargestellt, unter einem hölzernen Baldachin mit goldenem Strahlenkranz. Auch hier hat er in der einen Hand den Fisch, in der anderen ein Buch.

Eine zur Linken gelegene, sehr alt und gebrechlich wirkende Kapelle ist von einem Bauzaun aus Metallgittern umgeben und daher nicht zu besichtigen. Da es zu nieseln beginnt, steigen wir über das glatte Kopfsteinpflaster vorsichtig wieder zum Hafen hinab. Dieser besteht im wesentlichen aus dem von steinernen Quais eingefassten Fluß Auray, der, wie wir wissen, 10 Kilometer weiter südlich bei Locmariaquer in den Ozean mündet. Es liegen hauptsächlich kleine Yachten und Segelboote vor Anker. Bis Anfang des 20. Jahrhunderts noch war Auray ein florierender Handelsplatz gewesen, wo große, schnelle Küstenschiffe be- und entladen wurden. Da wo die gemauerte Bogenbrücke den Hafen von der lieblichen Flusslandschaft trennt, liegt ein nostalgischer Zweimaster aus der damaligen Zeit vertäut und wartet auf Besucher.

Wir setzen uns kurz auf die Terrasse einer Creperie mit Blick auf den Mastenwald der Yachten. Ich will weltmännisch une *bollée* bestellen, werde aber Opfer einer tückischen alemannisch-bretonischen Konsonantenverschiebung und bestelle une *boffée*... Was die charmante Bedienung kurz stutzen lässt, ehe sie mich freundlich fragt, ob ich vielleicht une *bollée* meine. Peinlich! Doch die Dame hat Humor. Als wir gezahlt haben, will ich meine sprachliche Scharte auswetzen und lobe den Cidre, *La bollée était très bon*... Ein strafender Blick: **Bonne, Monsieur, bonne**... Ich schlage mich vor die Stirn und schäme mich den Rest des Tages.

Über die alte, mit feucht glänzenden Katzenköpfen gepflasterte Brücke und die sich daran anschließende steile Straße, in der sich viele Ateliers und Galerien befinden, gehen wir, unter den Schirm geduckt, zurück zur Oberstadt, wo das Auto geparkt ist.

Zurück auf dem Platz, stellen wir fest, dass es im Iglu tropft.

Zum Mittagessen gibt es Bratkartoffeln mit Zwiebeln, Knoblauch und gebratenen Kabanossischeiben. Darüber ein paar Eier. Tomatensalat. Wir schlemmen. Die Luft macht hungrig.

Gegen 2 Uhr kommt die Sonne durch und der Wind hat wieder auf West gedreht.

In der Kirche in Auray hatten wir eine Ankündigung gelesen, dass heute Nachmittag in der Basilika von St. Anne d'Auray eine gregorianische Messe zelebriert werden sollte. Das interessierte uns.

Der kleine Ort liegt etwa 6 Kilometer nördlich von Auray und wird ganz von der Mitte des 19. Jahrhunderts im Renaissance-Stil erbauten, pompös und kalt wirkenden Basilika mit angeschlossenem Kloster beherrscht. Sie ist der Heiligen Anna, der Mutter Marias und Nationalheiligen der Bretagne, gewidmet. Was dem Muslim die Wallfahrt nach Mekka, ist dem gläubigen Bretonen die Wallfahrt nach St. Anne d'Auray. Lebend oder tot muß jeder einmal hier gewesen sein. Lebend ist besser, denn im Sarg liegend kommt man, unterirdisch, jede Nacht nur um eine Sarglänge voran. Je nachdem, von welchem Friedhof man aufbricht, kann das dann gut seine 250 000 Jahre dauern...

Die Geschichte der Basilika ist weder neu noch sehr originell, aber sie zieht immer wieder: Anfang des 17. Jahrhunderts war einem tiefgläubigen, etwas tumben Bauern auf seinem Feld die Heilige Anna erschienen. Im Beisein der hohen Geistlichkeit begann man an der Stelle des Ackers zu graben, wo der Bauer sie hatte stehen sehen, und siehe da, man förderte eine arg vergammelte Holzfigur zutage, die der Bischof zweifelsfrei als eine Darstellung der Heiligen Anna identifizierte. Man begann zunächst damit, an der Fundstelle eine Kapelle zu bauen und hörte dann mit dem Bauen nicht mehr auf. Um das Resultat dieser Bauwut, die Basilika, wie sie heute immer noch dasteht, zu bewundern, ergossen sich in der Folge das ganze Jahr über Pilgerströme über den kleinen Ort, der sowohl im sakralen als auch im profanen Bereich kräftig abzukassieren begann. Am 26. Juli, dem Tag der Heiligen Anna, der, wen wundert's, mit dem bretonischen Nationalfeiertag zusammenfällt, sollen alljährlich über 35 000 Pilger sich auf dem Platz vor der Basilika drängen und Kerzen abbrennen und den Klingelbeutel füttern...

Heute Nachmittag ist der riesige Raum von den Armen und Hässlichen bevölkert. Viele Behinderte sitzen, konvulsivisch zuckend und unkontrolliert gestikulierend, in den Bänken oder in Rollstühlen und warten auf den Beginn der Messe. Zahlreiche Familien mit Kindern haben die ersten Bankreihen besetzt. Die Kinder möchten rennen und spielen, doch sie sind gut gedrillt und verhalten sich unschuldig katholisch.

Vor dem Altar hat sich ein kleiner gemischter Chor aufgebaut, der von einem Menschen im schwarzen Anzug geleitet wird. Ein Priester in vollem Wicks steht in der Nähe der Kanzel und wartet auf seinen Einsatz. Aus der Sakristei kommt ein zweiter Priester, durchsucht mit den Augen die ersten Bankreihen und spricht schließlich einen jungen, kräftigen Mann an, der aufsteht und ihm hinter die Bühne folgt. Als die ersten Töne eines feierlichen gregorianischen Chorals erklingen, schreitet der Priester gemessenen Schrittes aus der Sakristei hervor in das Seitenschiff; vor ihm oder hinter ihm, da bin ich mir nicht mehr sicher, schreitet der sichtlich ergriffene, junge, kräftige Bretoner und trägt das schwere, goldglänzende Tabernakel. Für ein paar Minuten ist er der Bannerträger des Glaubens. Nachdem sie die ganze Länge des Seitenschiffs durchmessen haben, schreiten sie durch den Mittelgang wieder zurück zum Altar, wo sie beginnen, alle möglichen Faxen zu machen.

Auch die Leute um uns herum werden aktiv, sie stehen auf, setzen sich wieder, stehen wieder auf, schlagen Kreuze vor der Brust, murmeln etwas, das wir nicht verstehen, der Chor singt gregorianisch, vorm Altar wird ein Weihrauchfässchen geschwenkt, die Spastiker in den Bänken zappeln, die im Rollstuhl dösen mit einwärts gedrehten Augen vor sich hin, und die Kerzen vor dem Standbild der Heiligen Anna verströmen neben einer infernalischen Hitze den Übelkeit erregenden Gestank von brennendem Wachs. Nach einer halben Stunde, als die Gemeinde immer noch steht, und wir nicht wissen, wann man sich mal wieder setzen darf, verlassen wir unauffällig das Gotteshaus.

Draußen setzen wir uns auf eine Bank in die Sonne und betrachten dieses Trumm von autistischer Architektur. Heilige Abzocke! Nur die Basilika von Lourdes ist hässlicher!

Aus touristischem Pflichtbewußtsein machen wir noch einen halbherzigen Rundgang über das Gelände, schauen uns das Ehrenmal für die 240 000 Gefallenen des 1. Weltkriegs an, die Scala Sancta, die Heilige Treppe, einen wundertätigen Brunnen,

der versiegt zu sein scheint, und stellen fest, dass das Ganze irgendwie schmutzilig und präventios wirkt.

Wirklich beeindruckend sind nur die zwei langen Mauern, auf denen, in Stein gemeißelt, die Namen der Gefallenen stehen. Wir fühlen uns an den alten Jüdischen Friedhof in Frankfurt erinnert, auf dessen Mauern die Namen der von den Nazis ermordeten Juden aufgelistet sind. Auf dem Weg zum Auto kommen wir noch mal am Hauptportal vorbei und bemerken eine schmucklose Plakette, auf der steht, dass in dieser Basilika im Jahre 1996 Papst Johannes Paul XXIII gepredigt hat...

Gegen 6 Uhr sind wir wieder zurück auf dem Platz. Uns gegenüber hat sich ein Wohnmobil installiert, zwei Plätze weiter steht ein längliches Iglu, das von einem jungen Pärchen, wir vermuten Studenten, aus MEI bewohnt wird.

Gegen 8 Uhr sitze ich auf der Düne und schaue dem gelbroten Sonnenuntergang zu.

MO 18.9.06.

Um halb acht messen wir 15 Grad. Während des roten Sonnenaufgangs herrscht für einen Augenblick absolute Windstille. Um kurz vor zehn ist die Sonne wieder weg. Es wird kühler und wir machen uns auf den Weg zu den großen Steinen.

Am ersten Rond Point auf der Straße nach Auray biegen wir links ab nach Carnac und überqueren ein paar Kilometern weiter auf einer langen, hohen Brücke das Mündungsgebiet des Flusses Crac'h, das dem kleinen Städtchen Trinité sur Mer als Naturhafen dient, in dem Yachten jeglicher Größe, vom einfachen Schönwettersegler bis zur Luxus Hochseeyacht liegen. Die Luft ist erfüllt vom metallischen Klirren der Drähte, die segellos um die Masten hängen und sich wie eine keltische Harfe dem Wind darbieten. In Carnac, 5 Autominuten später, folgen wir den Schildern zu den Alignements, die am nördlichen Rand des Städtchens liegen.

Dort empfängt uns ein ausgedehnter Parkplatz vor dem Point d'Accueil aus Glas und Beton, von dessen Dach man auf die Steinreihen von Méneac blickt. Der Parkplatz ist der Jahreszeit entsprechend nicht sehr voll. Nur 2 Busse haben ihre Menschenfracht entladen. Wir parken neben einem Auto aus B. Noch eines aus E sehen wir, der Rest hat französische Kennzeichen.

Während der Hauptsaison muß es schlimm hier sein. Der Menschenansturm soll inzwischen bedrohliche Formen angenommen haben, die das ökologische Gleichgewicht des kleinen Ortes und seiner attraktiven megalithischen Umgebung massiv bedrohen. So mussten die Steinalleen mit Zäunen vor den Besucherhorden geschützt werden, die das Erdreich im Laufe der Zeit so niedergetrampelt hatten, daß manche Menhire, die wie lockere Zähne in einem von Zahnfleischwund geplagten Kiefer herumstanden, umzustürzen drohten. Seit ein paar Jahren versucht man, das Gelände zu renaturieren. Jetzt blüht im Frühling wieder der gelbe Stechginster und im Herbst das Heidekraut. Das mit dem Heidekraut können wir heute vor Ort nachprüfen und bestätigen.

Wir wissen in etwa, was uns hier erwartet. Über 1000 Steine sind in 11 parallel zueinander verlaufenden Reihen exakt in Ost-West Richtung aufgestellt. Die Reihen sind etwa einen Kilometer lang und über eine Breite von 100 Metern verteilt. Im Osten sind die Steine mit 40 bis 80 Zentimetern recht klein, nach Westen hin

wachsen sie allmählich bis zu einer Höhe von 4 Metern. Irgendwer hat sich also offensichtlich irgendetwas dabei gedacht.

Als wir uns mit angehaltenem Atem und quasi auf Zehenspitzen dem grünen Metallgitterzaun nähern, sehen wir als erstes zwei Männer, die, dicke Ohrenschützer auf den Ohren, mit einem Stabrasenmäher, der ein giftiges Jaulen von sich gibt, die herbstlich gefärbte Vegetation um die Steine herum niedrig halten. Trotz des Metallzaunes, und wenn der Lärm des Maschinenzeitalters mal eine Pause macht, geschieht etwas, was wir nicht für möglich gehalten hätten: die Steine reden. Es ist eine sehr alte, sehr langsame Sprache, die wir nicht mehr verstehen und die noch niemand zu entschlüsseln in der Lage war. Doch sie reden. Sie sind nicht verstummt, wie der große zerbrochene Menhir in Locmariaquer. Es ist, als hörten wir die Rezitation eines Gedichtes in einer uns unbekanntem Sprache. Den Sinn der Worte kennen wir nicht, doch ihr Wohlklang läßt uns die Schönheit, die sich dahinter verbirgt, ahnen.

Bei Victor Hugo, der literarischen „Entdeckung“ dieser Reise, lesen wir später in einem kurzen Kapitel des „Glöckners von Notre Dame“, wo es um Baukunst als Literatur der Völker vor Erfindung der Buchdruckerkunst geht, die folgenden Sätze: *Wenn das Gedächtnis der ersten Völker sich überlastet fühlte, ... wenn das nackte, flüchtige Wort in Gefahr war, unterwegs das Beste davon zu verlieren, so verewigte man die Überlieferung auf die sichtbarste, dauerhafteste, natürlichste Art. Man setzte ihr steinerne Denkmäler. Die ersten solchen Denkmäler waren **rohe Felsblöcke**. ... Jede Schrift ist zuerst nur Alphabet. ... Man richtete einen Stein auf, und er war ein Buchstabe. ... So haben es die ersten Völker auf der ganzen Erde gehalten. Dem aufgerichteten Felsblock der Kelten begegnet man auch in Sibirien und in den Steppen von Amerika. Später bildete man Worte. Man setzte Stein auf Stein und verknüpfte die granitnen Silben. Der **Dolmen** ... der alten Kelten, der ... **Tumulus** ... sind Worte. Manche von ihnen, besonders der Tumulus, sind Eigennamen. Wo man viele Steine und weites Land hatte, schrieb man einen Satz. **Der ungeheure Steinhau von Karnak ist schon ein ganzes Satzgefüge.***

Da uns das Jaulen der Rasenmäher auf die Nerven geht, fahren wir einen knappen Kilometer weiter in Richtung Osten. Auf einem nicht sehr großen, völlig leeren Parkplatz am Rande eines Wäldchens stellen wir das Auto ab. Vor uns liegen die Alignements de Kermario. Auch hinter Gittern, aber es ist kein Mensch weit und breit und vor allem kein Rasenmäher. Hier sind die größten Steine über 6 Meter hoch. Die Anordnung folgt einem ähnlichen Prinzip wie auf dem vorigen Steinfeld. Während wir das Areal umrunden, versuchen wir zu verstehen, was die alten Granitbrocken in ihre moosigen Bärte murmeln, während sie, umgeben von gelbem, fast verblühten Ginster und in allen Lilatönen blühendem Heidekraut, in würdevoller Majestät in der herbstlichen Landschaft herum stehen. Nachdem wir ein paar Fotos der Steine vor dem wuchtigen bretonischen Wolkenhimmel gemacht haben, fahren wir wieder zurück zum Platz.

RR: Das Wäldchen, an dessen Rand wir geparkt hatten, war im wahrsten Sinne des Wortes zauberhaft, und wir fühlten uns von ihm angezogen. Es war ein lichter Mischwald, und als wir die teilweise kaum erkennbaren Pfade entlang wanderten, entdeckten wir an mehreren Stellen kleinere Steinkreise. Die Steine waren teilweise umgestürzt, manchmal fehlte einer, manchmal waren sie von Farnkraut überwuchert. Innerlich lächelten wir, als wir aus dem Wald heraustraten und fühlten uns ganz leicht.

Nach ungefähr einer Viertelstunde entlang der Steinalleen - die Sonne ist kurz hervorgekommen - erreichen wir eine Stelle, wo der Weg sich gabelt. Vor uns halten zwei riesige Hunde Siesta. Sie lassen sich durch uns in ihrem Schlaf nicht stören, nur ein leises Schnarchen ist zu vernehmen. Dann fällt unser Blick auf ein uraltes, sich in die Landschaft duckendes, liebevoll hergerichtetes Anwesen, in dem sich jetzt eine Art Wohnzimmer-Crêperie befindet, in die wir gern eingekehrt wären. Da aber offenbar auch dort alle Siesta halten, wollen wir die Ruhe nicht stören und gehen weiter.

KB: Heute gibt es Penne mit Lachs aus der Tiefkühltruhe.

Die Sonne scheint, wir gehen zum Strand, sitzen auf der Düne und versuchen, den kühlen Wind zu ignorieren, während der Ozean bemüht ist, wie das Mittelmeer auszusehen. Ein paar Leute schwimmen, zwei angeln, wir lesen und schauen uns zu, wie wir uns erholen.

Als wir zurück kommen, sind auf der anderen Seite des „Wäldchens“ neue Nachbarn angekommen. Ein französisches Pärchen, Mitte bis Ende Vierzig, ist dabei, ein recht umfangreiches Zelt aufzubauen. Ich schaue auf die Uhr, weil ich genau wissen will, wie lange sie brauchen. Da sie offensichtlich ziemlich pingelig sind, brauchen sie, bis auch wirklich jede Strippe parallel oder im richtigen Winkel zur Nachbarstrippe liegt, ziemlich lange. Auf jeden Fall mindestens zwei Stunden länger als wir. Das Zelt scheint neu zu sein, denn sie gehen mit ihm um, wie mit einem Neugeborenen. Dort das zärtliche Zupfen an einem Bändchen, hier das behutsame Richten einer Falte, es fehlte, dass sie Gardinchen aufhängen.

Monsieur, mit beachtlicher Wampe, die über den Gummizug der Bermudas hängt, ist, als er sich endlich mal zu setzen wagt, ziemlich schweißnaß und groggy und versucht erfolglos, seinen kläffenden Idefix zu ignorieren, der mit ihm spielen will. Andernfalls droht er, mit dem Zelt zu spielen...

Nach Einbruch der Dämmerung sitzen Madame und Monsieur vor ihrem Wigwam unter einem runden Sonnenschirm, von dem eine nackte Glühbirne herab hängt, die sie erbarmungslos wie auf einer Freilichtbühne grell ausleuchtet. Sie kocht auf einem winzigen Campingkocher, er zupft am Zelt herum oder spielt mit dem Hündchen, das immer wieder versucht, entweder in das Zelt zu beißen oder auf den Tisch zu springen. Dann speisen beide mit appetitanregender Behaglichkeit.

Während Madame abwäscht, schleppt Monsieur lange Kabel durch die Gegend. Wir befürchten das Schlimmste. Und tatsächlich, als es halbwegs dunkel ist, geht im Zelt das Licht an. Es sieht jetzt aus wie ein gelbes Riesenknallbonbon. Obwohl es ihnen hätte auffallen müssen, dass ihr Zelt fast direkt unter einer der Laternen steht, die nachts den Platz beleuchten, mochten sie, umgeben von prächtigen Wohnklopalästen, auf das Statussymbol eines eigenen Stromanschlusses offensichtlich nicht verzichten.

Als schließlich genau in der Mitte zwischen den einzelnen Laternen so etwas wie Dunkelheit hereingebrochen ist, sehen wir sie aus ihrem Zelt hervortreten und an der Hecke entlang in Richtung Strand schleichen. Auf der Stirn tragen sie Grubenlampen, die sie, da sie sich extra schwarz gekleidet haben, wie wandelnde Irrlichter aussehen lassen. Mir fällt ein, dass ALDI in diesem Frühjahr unter anderem auch Stirnleuchten als Campingzubehör im Angebot gehabt hatte. Vielleicht auch der ALDI in Frankreich... Allerdings braucht man auf diesem Platz noch nicht mal eine

Taschenlampe, geschweige denn eine Grubenlampe. Wir sitzen und lachen uns schepp und nennen sie hinfort „die Elektriker“.

DI 19.9.06.

Ein gelber Sonnenaufgang beschert uns um halb 8 sechzehn Grad. Kein Wind. Nachts hatte es kurz gestürmt und geregnet. Jetzt ist der Himmel spätsommerlich heiter.

Ich hatte gestern eine kurze Hose mit Seife gewaschen und die Seifendose stehen lassen. Heute ist sie weg. Wer klaut denn eine Seifendose mit einem halben Stück Seife drin! Auch die Franzosen und Belgier scheinen immer mehr zu verarmen.

RR: Als KB auf dem Campingplatz an der Loire etwas mit Waschpaste gewaschen hatte, stand die von ihm vergessene Tube immerhin noch an ihrem Platz. Allerdings hatten sich wohl etliche Camper darüber gefreut, denn sie war leer.

KB: Es ist Ebbe, als wir zum Strand gehen. Das Meer hat sich heute sehr weit zurückgezogen. Über die Schlick- und Felsenlandschaft sind viele bunte Punkte verteilt. Das sind die Pêcheurs à pied, die „Fußfischer“, die, mit Eimern, Schaufeln und Harken bewaffnet, bei Ebbe ausschwärmen und das aufsammeln, was das Meer zurückgelassen hat; Krebse, Muscheln, Austern, selbst Algen werden geerntet. Auch einige Leute vom Platz sehen wir, die jeden Tag sich ihre Meeresfrüchteplatte selbst zusammenstellen. Da die hauptsächliche Arbeit darin besteht, sich zu bücken, was nicht unsere Sache ist, belassen wir's beim Zuschauen. Außerdem müssten wir, bei unseren sehr unvollständigen Kenntnissen der Meeresfauna, wahrscheinlich bei jedem Stück, das wir aufsammeln, jemanden fragen, ob das genießbar ist oder nicht.

Da wir also zu faul und auch zu unwissend sind, unsere Mahlzeit selbst aufzusammeln, müssen wir in den UTILE fahren und dort an der Fleischtheke auf Jagd gehen. RR: Während ich Brot einpacke, steht KB beim Metzger. Er ruft mir zu, dass das Hackfleisch gewürzt ist, ob das ok. ist. Als ich Zustimmung nicke, strahlt der Metzger, denn die Madame, die ja kocht, hat entschieden...

KB: Doch heute kocht, wie immer, Monsieur... Er brät zwei Riesenbouletten und holt dazu Fritten vom Imbiß neben der Rezeption. Eine große Portion, die reicht uns für zwei Tage. Nach dem Essen machen wir ein Stündchen Strandurlaub. Die Sonne scheint, doch es weht ein kühler Wind. Deshalb beschließen wir, heute die restlichen Sehenswürdigkeiten im Nahbereich abzuarbeiten und uns ab morgen etwas weiter in die Ferne zu wagen.

Der Dolmen Mané Lud, der „Hügel der Leichen“ liegt am Rande des alten Ortskerns von Locmariaquer in unmittelbarer Nachbarschaft von niedrigen Wohnhäusern aus Granit. Er ist frei zugänglich, sofern die beiden Abstellplätze fürs Auto am Straßenrand nicht gerade besetzt sind. Nachdem ich, trotz Taschenlampe(!), die Decke der ehemals fürstlichen Grabkammer mit dem Kopf unsanft gerammt habe, mache ich ein Blitzlichtfoto von einer Ritzzeichnung, die Touristengenerationen vor uns, der besseren Erkennbarkeit wegen, mit weißer Farbe nachgezeichnet haben. Mit etwas Fantasie kann man einen nicht sehr perfekten Kreis aus Punkten erkennen, sowie ein paar neolithische Werkzeuge, darunter eine Hacke, wie sie auch heute noch bei Gärtnern in Gebrauch ist.

Der Friedhof der Neuzeit ist nur ein paar Schritte entfernt. Viele graue Grabkreuze aus Granit, darunter eine Grabstätte aus dem 18. Jahrhundert, schauen auf den Golf

von Morbihan und vermitteln den Eindruck, dass man erst richtig tot ist, wenn man unter einer schweren Granitplatte modert. Die rückwärtige Mauer des Friedhofs grenzt an das Gelände, wo der Table des Marchand und der große zerbrochene Menhir stehen. Wir widerstehen der Versuchung, einfach über die Mauer zu klettern und gehen gesittet zum Auto zurück, das auf einem kleinen Parkplatz auf der anderen Straßenseite steht, von wo ein kurzer Weg am Ufer entlang in den Ort hinein führt. Dort lockt uns direkt gegenüber der Tourist Information ein Schild zum Dolmen de Mané Rutual, der auf einer von Steinmauern gesäumten Wiese inmitten dörflicher Anwesen liegt. Der Dolmen ist sehr groß, hat sogar zwei Grabkammern, in die wir allerdings nicht hinein kriechen. Bei uns verdichtet sich allmählich der Eindruck, dass seit etlichen tausend Jahren die ganze Gegend hier ein einziger großer Friedhof ist.

Abends machen wir bei völliger Windstille einen Spaziergang zu den Pierres Plates, unserem Lieblingsdolmen. Bei den Elektrikern gegenüber ist große Festbeleuchtung. Dann und wann sieht man im Schatten der Hecke zwei einäugige Zyklopen irrlichtern.

MI 20.9.06.

Um halb acht haben wir 17 Grad. Der Wind kommt aus Südost.

Unser heutiges Ziel ist die Halbinsel Quiberon, deren Ostküste wir als langen Strich am Horizont von unserem Strand aus täglich sehen.

Kurz hinter Carnac geht es links ab. Nachdem wir ein Kiefernwäldchen durchfahren haben, ahnen wir irgendwann zu beiden Seiten das Meer. Offensichtlich befinden wir uns auf dem nur 25 Meter breiten Landstreifen, der im Laufe der Jahrhunderte durch Sandanschwemmungen entstanden ist und aus der einstigen Insel eine Halbinsel gemacht hat. Links, verdeckt von niedrigem Buschwerk, die Bucht, rechts das offene Meer, vor dessen weitem Blau sich auf einer felsigen, flachen Landzunge eine mächtige Festung erhebt, das Fort Penthièvre. Hier war 1795 die bei Carnac gelandete Armee der royalistischen Emigranten von der Armee der Revolution besiegt worden. Die wenigen Überlebenden des Gemetzels wurden später in der Nähe von Auray hingerichtet. Auch heute noch weht die Trikolore über den Granitmauern. Am Straßenrand stehen Jeeps, man grüßt sich militärisch knapp, und wir sehen, wie ein paar Rekruten, auf dem Bauch robbend, auf die Verteidigung des Vaterlandes vorbereitet werden.

Gleich nachdem wir das Fort hinter uns gelassen haben, biegen wir von der Hauptstraße ab in Richtung Westen, wo die flachen Sandstrände des Nordens allmählich in eine Steilküste, die Côte Sauvage, die Wilde Küste, übergehen. Der Himmel ist sehr hoch und fast mediterran, der Wind weht kräftig, aber vom Land her, so dass die wilde Küste kaum Gelegenheit hat, sich ihres Namens würdig zu erweisen. Abgesehen von ein paar tiefen Felsschlünden, von bizarren Grotten und Spalten, in denen weit unten der Ozean gurgelt, macht sie heute keinen gefährlichen Eindruck. Das ist offensichtlich schon etlichen Besuchern zum Verhängnis geworden. Nahe einem Felsvorsprung über einem schaurigen Abgrund, der eine liebliche Badebucht begrenzt, steht ein hoher Findling mit einer Inschrift: „Hier wurden im Jahre 1976 beim Versuch, einen Unvorsichtigen zu retten, die beiden Retter (es folgen die Namen) selbst vom Meer verschlungen...“ Alle paar hundert Meter stehen

große Tafeln, die auf das absolute Badeverbot an der ganzen 8 Kilometer langen Küste hinweisen.

Man kommt immer wieder an Aussichtspunkten vorbei, die Namen haben wie „Teufelsgrotte“ oder „Souffleurkasten“. Fast überall steigen wir aus und wandern ein paar hundert Meter auf dem schmalen Ziegenpfad, der sich von Horizont zu Horizont durch die Ginster- und Bruyère-Heide schlängelt, manchmal so hart am Rande des Abgrunds, dass bei mir die Bienen im Bauch zu summen beginnen.

Wir warten die ganze Zeit darauf, dass wir endlich zur Pointe du Percho kommen, wo eine „Landnase steil ins Meer abfallen“ soll. Es soll der „gigantischste Aussichtspunkt“ sein, „hinter dem die unter Naturschutz stehende Côte Sauvage beginnt“... Irgendwann, als wir schon durch eine Ferienhaussiedlung am Stadtrand von Quiberon fahren, das am südlichsten Ende der Halbinsel liegt, wird uns dann klar, dass wir die ganze wilde Küste bereits hinter uns gelassen haben. Alle Schilderungen, die wir gelesen hatten, waren doch etwas gewaltiger gewesen als die Wirklichkeit. Es fehlt heute der steife Westwind und damit die Brandung, um aus diesem Bonsai-Cornwall etwas wirklich Aufregendes zu machen.

In Quiberon fahren wir ein Stückchen am Hafen entlang, fühlen uns wie in jedem x-beliebigen halbmondänen Seebad und fragen uns, warum die deutschen Partnerstädte bretonischer Seebäder so oft in den bayerischen Bergen liegen. Wir wenden bei nächster Gelegenheit, um über die Küstenstraße, auf der wir gekommen sind, wieder zurückzufahren.

Ins Landesinnere und an die flache Ostküste mit ihren ausgedehnten Sandstränden zieht uns nichts, da dort die Ferienhaussiedlungen und Campingplätze ineinander übergehen. Kein Wunder bei den 100 000 Besuchern, die in der Hauptsaison hier beherbergt werden wollen, wo während der übrigen Zeit des Jahres gerade mal 7000 Menschen leben...

Den Nachmittag verbringen wir an unserem Hausstrand. Der Himmel besteht aus reinstem Azur. Wenn man im Windschatten sitzt, ist es angenehm warm in der Sonne, ansonsten braucht man eine Jacke.

Schräg gegenüber von Nr. 52 hat ein junges Pärchen ein großes Iglu aufgebaut, das genau so konstruiert ist wie unser kleines, nur höher, dass man darin stehen kann.

Die belgischen Rentner von direkt gegenüber scheinen zum Aufbruch zu rüsten, das Vorzelt wird abgebaut und überall wird geputzt, später machen sie Abschiedsbesuche bei den Rentnern der Umgebung, wo sich die Tölen des jeweiligen Wohnklos lautstark gegen die Eindringlinge und deren beleidigt kläffende Idefixe wehren.

Gegen 8 Uhr gehe ich noch mal auf die Düne, denn ich erwarte einen Sonnenuntergang der besonderen Art. Doch einen halben Meter über dem Horizont versinkt die Sonne hinter einer Wolkenbank, die bis dahin nicht sichtbar gewesen war. Dafür ist es später vorm Zelt fast völlig windstill. Wir trinken Rotwein, schauen in den gewaltigen Sternenhimmel und sind früh im Bett.

DO 21.9.06.

RR: Nachts war ich aufgewacht. Es hatte gestürmt. Die hohen Pappeln, die an einer Seite den Platz begrenzen, rauschten wie Meeresbrandung. Ich hatte nicht wieder

einschlafen können und hatte morgens etwas Kopfschmerzen. Der föhnartige Wind kommt immer noch aus Süden, und wir haben um halb zehn bereits 20 Grad.

KB: Wir wollen heute ein bisschen die Nordküste des Golfs von Morbihan erkunden. Doch wir merken bald, dass das mit dem Auto keinen Sinn hat, denn die Straße führt durch eine ziemlich belanglose Landschaft, und nur wenn man in eines der winzigen Nester hinein fährt, die einen Hafen haben, ahnt man, dass man sich am Mor Bihan befindet, das aber so mit Inseln und Inselchen voll gestopft ist, dass man das Gefühl bekommt, sie stehen sich gegenseitig im Wege.

Von der kleinen Bucht in Larmor Baden könnte man nach Locmariaquer rüber spucken, wenn die Ile Gavrinis nicht im Wege stände und daher einen Eindruck von Weite und Meer gar nicht erst aufkommen läßt. Das Meer ist hier nicht breiter als der Rhein bei Eltville, und in der Tat befinden wir uns ja am Locmariaquer direkt gegenüber liegenden Ufer eines Mündungsarmes des Auray-Flusses.

Über die kleine Bucht, wo die Boote auf der Seite im schwarzen Schlick liegen oder weiter draußen im brackigen Wasser dümpeln, pfeift ein böiger Südost hinweg, der uns schnell von der ziemlich verlassenem Hafenmole wieder vertreibt. In unserem Reiseführer lesen wir, dass „neben der Bar im Zentrum die Mole der belebteste Flecken von Larmor Baden“ sei. Wie die Mole so die Bar. Draußen kann man nicht sitzen, weil zu naß und zu windig, das Innere sieht nicht sehr einladend aus, also steigen wir ins Auto und fahren zurück nach Locmariaquer. Fazit dieses Ausflugs: wer sich wirklich für den Golf interessiert, sollte ihn per Schiff erkunden.

In dem kleinen Restaurant am Hafen in Locmariaquer bestellen wir eine Crêpe mit Crème de Maron und eine Galette complète Poitrine (mit Spiegelei und gebratenem Bauchspeck) und zwei Bollées für zusammen 12 Euro 60. Die Pfannkuchen, egal ob süß oder pikant, sind wirklich eine wohlschmeckende und vor allem bezahlbare Zwischenmahlzeit. Victor Hugo und auch Balzac nehmen mit der Arroganz der Satten „diese schrecklichen Fladen aus Buchweizenmehl“, die im 18. und auch noch im 19. Jahrhundert oft das einzige Nahrungsmittel, das Brot der armen bretonischen Landbevölkerung waren, als ein Indiz für die primitive und rückständige Lebensart in dieser Provinz. Daß sie einmal als kulinarische Köstlichkeit einen Siegeszug um die Welt antreten würden, war damals nicht abzusehen gewesen.

Auf dem Platz stellen wir erleichtert fest, dass das Zelt noch steht. Ich sichere es vorsichtshalber zusätzlich mit Sturmheringen. Wir öffnen die dem Sturm abgewandte Tür und schließen die andere. Auf der Düne ist es kaum auszuhalten. Das Meer hat weiße Schaumkronen, Wirbel aus weißem Sand jagen über den jetzt sehr schmalen Strand. Trotzdem setze ich mich, in meinen Überlebensanzug gehüllt, für ein paar Minuten in den Wind und beobachte fasziniert, wie das winzige, bei Flut etwa 100 Meter vom Strand entfernt verankerte Segelboot, das bei Ebbe im Matsch liegt, verzweifelt auf den Wellen tanzt und an den Ankerleinen zerrt. Ich rechne jeden Moment damit, dass ein Brecher es in Stücke haut. Vor dem Hintergrund des riesigen, mit weißen Wellenkämmen gegen den Strand schäumenden Ozeans macht es einen sehr verlassenem, zerbrechlichen Eindruck. Wenn es mir gehörte, ich würde es nicht so allein lassen.

Von der Belle Ile und der Halbinsel Quiberon ist nichts mehr zu sehen. Über dem südlichen Horizont steht eine sehr schwarze Wand, die nicht aussieht, als ob sie Freundliches im Sinn hätte. Ich renne alle halbe Stunde nach oben, um

nachzusehen, wie sich das entwickelt. Doch die Wand bleibt dicht über dem Horizont. Gegen Abend beginnt es zu regnen, und es ist plötzlich völlig windstill. Sofort stellen auch die Bäume ihr Rauschen ein, und wir können kurz nach 10 schon ins Bett gehen und auch gut einschlafen, zumal die an der Rezeption aushängende ausführliche Wettervorhersage keine Unwetterwarnung enthalten hatte. Daß die angekündigten „grands frais“ allerdings Windstärke 7 bis 8 und nicht einen vorübergehenden Kälteeinbruch bedeuteten, finde ich erst viel später in Frankfurt heraus...

FR 22.9.06.

Um 10 Uhr haben wir 17 Grad. Es hat viel geregnet in der Nacht. Doch das Innenzelt ist trocken geblieben. Da der Wind wieder auf West gedreht hat und die eine Tür geschlossen und die andere wieder geöffnet werden mußte, installieren wir uns, was Kochecke und Esstisch betrifft, so, dass wir nicht bei jedem Wechsel der Windrichtung alles erneut umräumen müssen.

Unser heutiges Ziel ist der „Argoat“, das Waldland im Inneren der Halbinsel. Über Auray, Vannes, Ploërmel fahren wir in den Forêt de Paimpont. Das ist nicht irgendein Wald, sondern der Zauberwald Brocéliande aus der Artussage, an dessen Rand sich Merlins Grab befindet.

Nachdem wir hinter Ploërmel bei Campénéac die Autobahn verlassen haben, fahren wir jetzt auf einem winzigen Landsträßchen, über dem sich erhaben die Wolken türmen. Zu beiden Seiten hüfthohe Farne, Laubwald und ausgedehnte Lichtungen, auf denen Kühe weiden. Sobald ein Sonnenstrahl aus dem Wolkengebirge hervor bricht, beginnt das nasse Grün wie ein Edelstein zu leuchten.

Links geht es zum Val sans Retour, dem Tal ohne Wiederkehr, wo die Fee Morgane, die dort lebte, jeden fahrenden Rittersmann, der seiner Gemahlin untreu geworden war, in Bann geschlagen hatte. Es soll von Rittern gewimmelt haben, die alle das Tal nicht mehr verlassen konnten, weil die Fee ihrerseits einen ziemlichen Verschleiß an Männern hatte. Erst dem edlen Ritter Lancelot gelang es, den Bann zu brechen und die Gefangenen zu befreien. Wir lassen das Tal links liegen und biegen etwas später in einen asphaltierten Feldweg ein, der nach dem aus drei Gehöften bestehenden Ort Beauvais und dem Grab der Viviane führen soll. Viviane war die Geliebte des Zauberers Merlin, dem sie mit weiblicher List seine Zaubergeheimnisse abgeschmeichelt hatte, mit deren Hilfe sie ihn am Ende selbst ausmanövrierte.

Von einem leeren, matschigen Parkplatz gehen zwei mit rotem Granitschotter befestigte Wege ab. Der eine führt nach links zum Tombeau des Géants, dem Grab der Riesen, der andere, für den wir uns entscheiden, zum „Hotié de Viviane“, womit wohl, obwohl der altertümliche Ausdruck Hotié eher Haus, Wohnstätte bedeutet, ihr Grab gemeint ist.

Der Weg führt durch eine lichte Auenlandschaft, in der sich kleinere Ansammlungen von halbstarke Laubbäumen mit niedrigem Buschwerk und Weideflächen abwechseln. Eine ausdrucksvolle Stille liegt über dem Land, wenn nicht gerade aus den schnell ziehenden Wolken ein kräftiger Regenschauer auf unsere Schirme prasselt. Nach etwa 2 Kilometern hört der künstlich angelegte Schotterweg auf und geht in diverse Trampelpfade über. Wir gehen auf gut Glück nach links auf eine sich sanft ins Gelände ausbreitende, von lila Heidekraut umgebene Felsformation zu, die von einer ebenmäßig geformten Spitze gekrönt wird. Wie es scheint, befinden wir

uns auf einem der höchsten Punkte der Landschaft, denn in drei Richtungen haben wir Ausblicke auf weites, von waldigem Horizont gesäumtes Land, über das mit geblähten Segeln Wolkenschiffe treiben. Die Felsen leuchten alle Augenblicke in anderem Licht, so dass man sie streicheln möchte, damit sie sich endlich beruhigen.

Nichts deutet darauf hin, dass hier das Grab der Viviane ist, aber auch nichts auf das Gegenteil. Wir brauchen nur zu beschließen, dies hier ist das Grab der Viviane, und dann isse das, und wir sind da gewesen! Trotzdem zögern wir noch etwas mit unserem Beschluß und versuchen erst einmal, uns über einen parallel verlaufenden Pfad, der durch schulterhohes Farnkraut führt, einen Weg zurück zum Schotterweg zu bahnen. Und siehe da, auf halbem Wege steht plötzlich, ordentlich verwittert, kaum lesbar und fast zugewachsen, ein Pfahl mit einem hölzernen Pfeil dran, dem wir, mehr intuitiv, entnehmen, dass wir dem Grab der Viviane ganz nahe sein müssen.

Der Pfeil zeigt in Richtung eines steilen, felsigen Pfades, der eher an die Wand eines Wasserfalls, dem das Wasser ausgegangen ist, erinnert, denn an einen Fußweg. Nachdem wir diesen, ohne Steigeisen und ohne angeseilt zu sein, hoch geklettert sind, gibt es keinen Zweifel mehr, wir sind am Ziel! Ein knappes Dutzend im Oval aufgestellte, etwa einen Meter hohe Steine, die innen gerade Platz für einen ausgestreckt liegenden menschlichen Körper lassen, stehen auf einer terrassenförmigen, rings von Gebüsch umgebenen Lichtung und lassen nicht nur an ein Grab denken, sondern erinnern auch, da die Deckenplatte fehlt, mit etwas Phantasie an eine Versammlung kleinwüchsiger, versteinertes Männer (wieso eigentlich Männer?! - RR: Ist doch klar, weibliche Steine sehen einfach eleganter aus...), die mit vorgereckten Köpfen und starren Schultern Wichtiges zu bereden haben...

Ehe uns weitere vorgeschichtliche Schauer über den Rücken laufen können und wir völlig in den Nebeln von Avalon verloren gehen, gemahnt uns ein am Zweig einer amerikanischen Eiche befestigtes, hellrotes Tüchlein daran, dass wir uns nicht außerhalb der Welt befinden, denn es hängt ein in durchsichtiger Folie verwahrter Zettel dabei, der darum bittet, man möge ihn hängen lassen, da er einer Schulklasse als Wegmarke bei einem für die nächsten Tage geplanten Geländespiel diene...

Zurück im Auto, veranlaßt uns ein flinker Regenschauer, eine kleine Pause einzulegen. Wir essen einen Happen und überlegen, ob wir uns den Weg in die andere Richtung, zum Tombeau des Géants, noch zumuten sollen. Die Füße sagen eigentlich nein, doch wir stellen fest, dass es schwer fällt, sich vom Zauber dieser Gegend zu verabschieden, die eher an eine Heidelandschaft mit vereinzelt Flecken von lichtem Laubwald darin, denn an eine klassische, düstere Waldlandschaft, die wir erwartet hatten, erinnert. Es kann natürlich sein, dass das, was wir hier sehen und was uns, so wie es ist, gefällt, nur die Wunden eines mehr als 15 Jahre zurückliegenden, verheerenden Waldbrandes sind, der auch das Val sans Retour schrecklich verwüstet haben soll...

Als schließlich der Regen aufhört, fällt es uns leichter, noch ein mal aufzubrechen. Nach etlichen hundert Metern zieht sich rechts des Weges eine natürliche, von Heidekraut und Stechginster bewachsene Felsformation bis zur Kuppe eines sanften Hügels hinauf. Wir nehmen an, dass das hier das Grab der Riesen sein soll, wissen es aber nicht genau und sind auch nicht mehr bereit, den Hügel hinauf zu klettern, um nachzuschauen, ob dort Riesen begraben liegen. Vorsichtshalber gehen wir noch einen guten halben Kilometer weiter, doch es kommt nichts mehr, was nach einem Grab von Riesen aussähe, deshalb wandern wir, unter die Schirme geduckt, auf die

ein heftiger Regenschauer niedergeht, zurück zum Parkplatz. Kaum sitzen wir im Auto, bringt eine liebenswürdige Spätsommersonne die Pfützenlandschaft des Parkplatzes, in der sich der Wolkenhimmel spiegelt, zum Leuchten.

Nach ein paar Kilometern Landstraße, die durch ein ausgedehntes, zusammenhängendes Waldgebiet führt, erreichen wir den kleinen Ort Paimpont, der dem Wald den Namen gibt. Eine Hand voll Häuser schart sich um eine düstere Abtei aus dem 13. Jahrhundert, die auf einen sanften See blickt, in dem sich der Himmel und die bewaldeten Ufer spiegeln. Mit seinen Mauern aus grauen Granitquadern und den verwinkelten, schwarzen Schieferdächern, auf denen der Regen glänzt, wäre der Ort die ideale Kulisse für einen Mantel-und-Degen-Film aus der Zeit der Musketiere.

Im Inneren der Abtei wohnen der liebe Gott und der Bürgermeister, der dort hinter einem hohen, mit Schnitzereien verzierten Portal sein Büro hat, Wand an Wand. Das Kirchenschiff selbst macht einen verstaubten, unaufgeräumten Eindruck und scheint seit dem 12. Jahrhundert eine Baustelle zu sein. Die Holzvertäfelungen an einem Teil der Wände sind handwerklich solide gearbeitet und mit feinen Verzierungen versehen, doch scheint man mitten in der Arbeit aufgehört zu haben, denn der Großteil der Wände bietet nichts als den nackten Verputz mit Feuchtigkeitflecken. Es riecht auch weniger nach Weihrauch und Wachskerzen, denn nach Schimmel und Moder.

Der nur über einen Pfad von der Seeseite her zu erreichende Innenhof der Abtei wird durch eine hohe, düstere Mauer gegen den See hin begrenzt. Eine melancholisch vor sich hin grünende, auf französische Art rechtwinklig zurecht gestutzte Hecke rahmt ein inmitten verblühender Hortensien stehendes bretonisches Steinkreuz ein, in das die V-förmig aufeinander zulaufenden Jahreszahlen 1199 und 1999 eingemeißelt sind. Diese Architektur könnte also wirklich Geschichten aus sehr alten Zeiten erzählen, wenn wir gewillt wären, ihr zuzuhören...

Ehe wir weiterfahren, setzen wir uns noch kurz vor das einzige Bistro an der völlig verödeten Hauptstraße, wo wir auf die in dieser Umgebung anachronistisch anmutende, aufdringlich moderne Fassade eines Haushaltswarengeschäftes blicken, dem einzigen Farbtupfer im grauschwarzen Grundmuster des Ortes. Aus dem Inneren des Bistros hört man ab und zu die Akkorde eines Bandonéons. Aber die Finger des Unbekannten, den wir nicht sehen können, kommen nicht so recht in Stimmung. Sie brauchen wohl noch etliche Gläser Pastis, um richtig loszulegen. So lange können wir leider nicht warten, denn es gilt noch, Merlins Grab zu suchen.

Nachdem wir abermals etliche Kilometer durch düsteres, zusammenhängendes Waldgebiet gefahren sind, das aussieht als ob es nie jemals richtig trocken würde, öffnet sich die Landschaft. Ein Schild weist uns nach links auf eine kleine Straße, die zu Merlins Grab und zum nahe gelegenen Jungbrunnen führen soll. Auch hier bedarf es wieder einer mächtigen Portion Intuition, um sich zurecht zu finden. Ein Parkplatz am linken Straßenrand deutet zwar darauf hin, dass es hier etwas zu sehen gibt. Doch wo, rechts, links, geradeaus, auf der anderen Straßenseite? Für die entscheiden wir uns schließlich, denn der Weg, der auf der Parkplatzseite in den Wald hinein führt, ist durch eine Holzbarriere verrammelt und dürfte somit nicht in Frage kommen.

Inmitten hohen Farns, durch den sich mehrere schlammige Trampelpfade schlängeln, an deren Ende man eher ein Naturklo vermutet, denn das Grab eines Zauberers, entdecken wir einen halb verfaulten Holzpfehl, an dem ein verwittertes, unleserliches Schild hängt. Mitleidige Besucher haben für die Nachfolgenden Papierzettel angebracht, auf denen man mit etwas Phantasie ein paar mit

Filzschreiber gekritzelt, halb zerlaufene Buchstaben erkennen kann: ...omb...erl..., oder so. Die Spur ist also heiß, und sie führt zum Ziel.

Am Rande einer eingezäunten Wiese steht ein mickriger Baum, der aussieht, als hätte man eine verkrüppelte Fahnenstange in den Boden gerammt und daran bunte Bänder befestigt. Auf in durchsichtigen Plastiktütchen steckenden Zetteln entsorgt hier die weltweite Merlingemeinde ihre unerfüllten Wünsche. Wir entdecken Visitenkarten mit E-Mail- und Webadressen. Auf einem Zettel mit Datum von heute steht „Al nostro amico Merlin“... Da ich „Die Nebel von Avalon“ noch nicht gelesen habe, bin ich nicht so sehr beeindruckt von dieser an einen Komposthaufen erinnernden Grabstätte, aber Merlin ist ja auch gar nicht tot, er lebt nur in einer anderen Dimension; „gefangen in einem neunfach gestaffelten Kreis aus Luft wartet der Unsterbliche auf das Ende der Zeit“. RR: Hier muss ich doch hinzufügen, dass ich ein kleines blassviolettes Blümchen pflückte und es Merlin mit kaum hörbar gemurmelten Grüßen an seinen Grab-Baum klemmte...

KB: Über die Fontaine de Jouvence ist nur zu berichten, dass wir sie nicht fanden. Da es bereits 4 Uhr nachmittags ist, machen wir uns auf den Rückweg nach Locmariaquer. Über unseren Köpfen segelt eine aus Süden kommende, tief gestaffelte Armada aus Regenwolken, durch die ab und zu wie ein lautloser Kanonenschuß die Sonne bricht. Wir sind hungrig und müde und freuen uns auf unser gemütliches Iglu. Im Utile kaufen wir Hähnchennuggets und eine Dose Dorschleber.

Gegen 6 Uhr sind wir auf dem Platz. RR fährt voraus, während ich an der Rezeption aussteige, um nach dem Wetterbericht zu schauen. Mit einem etwas verlegenen Gesichtsausdruck kommt der junge Mann vom Accueil auf mich zu und fragt: *Sie stehen doch auf Nr. 52?! Ja... Es hat da, während Sie weg waren, einen kleinen Unfall gegeben. Ein Baum ist umgestürzt und auf Ihr Zelt gefallen. Aber es ist kaum etwas passiert. Nur ein oder zwei kleine Löcher im Außenzelt. Wir mussten leider alles abbauen, um den Baum fällen zu können...* Dies alles erzählt er mir, während wir in Richtung unseres Platzes hasten.

RR: Nachdem ich KB an der Rezeption raus gelassen hatte, fuhr ich langsam vor und dachte, ich sei aus Versehen in den falschen Weg eingebogen. Der Platz, wo unser Zelt hätte stehen müssen, sah wie frisch umgegraben aus und war von den Reifenspuren eines großen Traktors durchpflügt. Von dem Baum, der uns Schatten gespendet hatte, gab es nur noch einen Stumpf. Hinter einer Hecke lag ein unförmiger blauer Klumpen, der wie unser Zelt aussah. Ich dachte nur, das können die doch nicht machen...

Während ich immer noch aus dem Autofenster starre, kommt der Rentner von gegenüber und erzählt mir, was passiert ist. Schließlich fragt er, ob ich französisch spreche, was ich verneine. Jetzt erzählt er mir mit Händen und Füßen das Ganze noch einmal.

KB: Als ich Nr. 52 erreicht habe, schließe ich meine fassungslos da stehende Frau in die Arme und erzähle ihr ganz schnell, was ich vom Platzwart erfahren habe. Der redet immer noch auf uns ein, dass der Baum völlig in Ordnung gewesen sei, alle Bäume würden regelmäßig kontrolliert, es sei unerklärlich, warum sich der dicke Ast „gedreht“ und sich mehr oder weniger behutsam auf unser Iglu gelegt habe. „*Il a tourné*“ sagt er immer wieder, ungläubig den Kopf schüttelnd. *Il a tourné*... Nachdem wir ihm klar gemacht haben, dass wir im Moment keine Hilfe brauchen, und keine

Lust mehr haben zu quatschen, sondern lieber an den Wiederaufbau unseres zerstörten Heims gehen möchten, trollt er sich endlich.

Der neue Stellplatz, für den wir uns nach einigem Diskutieren entschieden haben, liegt noch näher an der Düne, ist gegen Wind aus Süd und Ost geschützt, und befindet sich vor allen Dingen genau neben dem blauen, nassen Klumpen, aus dem unser Haushalt wiederauferstehen soll. Diesen Klumpen auseinander zu sortieren, ist nicht unbedingt eine angenehme Freizeitbeschäftigung, doch wir haben keine Wahl. Müdigkeit und Hunger sind vergessen, das Ding muß stehen, ehe es wieder zu regnen beginnt.

Während wir natürlich einer diskreten Beobachtung durch die allernächsten Nachbarn unterliegen, sind wir bemüht, den Eindruck zu erwecken, als gehöre es zu den Selbstverständlichkeiten des Camper-Alltags, in einem nassen, sandigen Haufen ineinander verheddeter Plastikschnüre herumzupfen, unter dem unser Schlafzimmer begraben liegt. Nach einer guten Stunde haben wir das Knäuel soweit entwirrt und sortiert, dass wir mit dem Wiederaufbau beginnen können.

Als das Außenzelt steht, kommen die ersten Nachbarn vorbei, um ein Schwätzchen zu halten. Jeder erzählt seine Version des Hergangs und zeigt uns Fotos auf dem Display seiner Digitalkamera. Manchmal können wir uns des Eindrucks nicht erwehren, dass man uns unendlich dankbar ist, weil wir ein bisschen Abwechslung in ihren öden Urlaubsalltag gebracht haben. Alle haben nämlich, während wir nichts ahnend in den Nebeln von Avalon herumtappten, mit geholfen, unser Iglu abzubauen, damit das schwere Gerät Platz hatte, den Baum zu fällen.

Auch die Elektriker kommen vorbei, als sie gemerkt haben, dass wir uns verständigen können und zeigen freudestrahlend ihre Fotos. Monsieur bereichert das Ganze noch um die äußerst lebhafteste Beschreibung des Geräuschs, das der sich um seine eigene Achse drehende Ast verursacht hatte...

Die belgischen Rentner wollen uns immer wieder klar machen, dass wir „bonne chance“ gehabt hätten, nicht auszudenken, was hätte passieren können, wenn wir im Zelt gewesen wären... Die netten Franzosen von gegenüber versichern, dass sie in den vierzig(!) Jahren, die sie hier ihren Urlaub verbringen, etwas derartiges nicht erlebt hätten. Übertroffen werde das Ereignis nur durch einen Orkan im letzten Jahr, als der Ozean bei Windgeschwindigkeiten von 130 Stundenkilometern die Straße, die knapp 10 Schritte von uns entfernt ist, überspült hatte...

Nachdem dann auch der Platzwart schwarzweiße Computerausdrucke seiner Fotos vorbei gebracht hat, können wir uns einen ersten optischen Eindruck von dem machen, was sich abgespielt hat. Doch erst beim genaueren Betrachten der Fotos, die uns der Platzwart liebenswürdigerweise per E-Mail nach Frankfurt geschickt hat, stellen wir fest, dass es weniger dramatisch gewesen ist, als es den Anschein gehabt hatte. Vom Weg aus gesehen war das Zelt zwar verschwunden, doch es lag nicht **unter**, sondern **hinter** der grünen Baumkrone verborgen. Der schwanenhalsförmige Ast hatte sich vor dem Zelt auf die federnden Astspitzen abgestützt, während das andere Ende noch am Stamm hing. Deshalb war es bis auf drei kleine Löcher unbeschädigt geblieben, und man hatte es gefahrlos abbauen können. Auch uns wäre wahrscheinlich nichts passiert, wenn wir drin gewesen wären.

Nachdem es uns endlich gelungen war, mit der Entschuldigung, dass wir noch zu arbeiten hätten, die Nachbarn von unserem Grundstück zu vertreiben, schaffen wir es, gegen halb neun abends fertig installiert zu sein. Wir machen uns ein Thai Süsschen warm und essen die Büchse Dorschleber, die unsere erschöpften Leiber

wieder mit neuer Energie versorgt. Ehe wir um Mitternacht schlafen gehen, versuchen wir noch, aus der ganzen Chose ein bisschen „Glück im Unglück“ herauszudestillieren, indem wir uns vorstellen, wir wären nur eine halbe Stunde später losgefahren heute Morgen...

RR: Das Unglück war, wie man uns von allen Seiten bestätigt hatte, passiert kaum 10 Minuten, nachdem wir losgefahren waren. Wir hatten im UTILE kurz eingekauft, waren aber, weil ich dringend zur Toilette musste, noch mal zum Platz zurück gefahren und hatten auf dem Besucherparkplatz außerhalb geparkt. Während ich zu der dem Eingang am nächsten gelegenen Sanitäranlage ging, von der aus man unseren Platz nicht sehen konnte, waren die Nachbarn schon damit beschäftigt gewesen, unser Zelt abzubauen...

KB: Wenn man sich vorstellt, wir hätten das Zelt auch noch **abbauen** müssen, der heutige Tag wäre gelaufen gewesen...

SA 23.9.06.

Um halb acht haben wir 15 Grad. Der leichte Wind kommt aus Ostsüdost!! Durchs Iglufenster, das jetzt nach Osten geht, fotografiere ich einen viel versprechenden Sonnenaufgang.

Auf dem Weg zur Sanitäranlage, werde ich nicht mehr mit Bonjour begrüßt, sondern mit Bonjour, monsieur... Wir sind jetzt wer.

Heute ist Ruhetag. Gegen die Sonne sind wir auf Nummer 56 nicht mehr so gut geschützt, die knallt ungeniert aufs Zelt, doch ansonsten ist alles okay.

Wir sitzen die meiste Zeit oben auf der Düne und genießen den mediterranen Nachmittag. Bei der totalen Ebbe heute Vormittag waren besonders viele Fußfischer unterwegs gewesen. Sie hatten sich weitläufig über die Schlicklandschaft und die Felsenriffe verteilt und erinnerten an große Wasservögel, die emsig nach Würmern pickten.

Wenn das Faulenzen auf der Düne zu langweilig wird, lese ich ein paar Seiten in Victor Hugos „1793“, einem seiner letzten Romane, der teilweise in der östlichen Bretagne spielt und den Kampf der Revolutionsarmee gegen die Aufständischen in der Vendée und den Wäldern der Bretagne zum Thema hat. Über den Guerillakrieg schreibt er: *Man beginnt mit dem Angriff auf eine Republik und endet mit der Plünderung eines Postwagens... (!)*

Wie die meisten republikanischen Intellektuellen seiner Zeit mochte auch Victor Hugo die Bretonen nicht sonderlich. Trotzdem versucht er, die Menschen zu verstehen, die sich mit allen Waffen, die ihnen zur Verfügung standen, gegen die revolutionären Ideen von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit wehrten: *...Man muß den großen Gegensatz zwischen der französischen Revolution und dem bretonischen Bauern beachten, ... diesem ernsten eigenbrötlerischen Menschen mit hellem Auge und langem Haar, von Milch und Kastanien lebend, beschränkt auf seine Strohütte mit Zaun und Graben, der ... Wasser nur zum Trinken benutzt, ... bekleidet mit einem Lederwams voll seidener Arabesken, die Kleider tätowiert, wie seine keltischen Vorfahren sich sie Gesichter bemalten. **Er hält seinen Herrn noch in seinem Henker hoch**, spricht eine ausgestorbene Sprache, läßt die Gedanken also in einem Grabe wohnen. Er ... wetzt die Sichel, jätet sein Getreidefeld, **knetet Buchweizenfladen**, verehrt am meisten seinen Pflug und danach seine Großmutter, glaubt an die heilige Jungfrau und an die weiße Dame, **bückt sich vor dem Altar***

und auch vor dem geheimnisvollen, aus der Heide ragenden alten Stein. Er ist Ackerbauer in der Ebene, Fischer an der Küste, Wilderer im Dickicht, liebt seine Könige, seine Schlossherrn, seine Priester und seine Läuse und steht oft stundenlang am langen verlassenen Strande, düsterer Lauscher auf das Meer ...

Außer der Tatsache, dass „der“ Bretone immer noch gern *Buchweizenfladen knetet* und sich offensichtlich immer noch gern *vor dem Altar bückt* können wir nichts bestätigen.

Nachdem wir unsere Nuggets de Vollaille gebraten und gegessen haben, machen wir einen Spaziergang über die Düne zur Pointe de Kerpenhir. Dort steht die versteinerte Fischerfrau mit ihrem Kind auf dem Arm bis zu den Fußknöcheln im Wasser, da die Flut heute sehr heftig ist und das Wasser vom kräftigen Südostwind in den schmalen Durchgang zum Golf gedrückt wird.

Auf den Klippen unterhalb des Seekieferwäldchens, wo der deutsche Bunker steht, turnt ein Brautpaar herum. Sie steckt in einem weiß glänzenden, knöchellangen Ballkleid, er trägt Glatze und einen dunklen Anzug mit weißer Weste und Einstecktuch. Sie werden ausgiebig von einer jungen Frau fotografiert. Ich rufe ihnen gegen den Wind so etwas wie Bonne Chance zu, was sie mit verständnislos blödem Gesichtsausdruck wahrnehmen oder auch nicht, und mir wird im selben Augenblick klar, dass hier niemand geheiratet hat, sondern dass Profis am Werk sind, die vor der exotischen Kulisse des Ozeans Brautmode fotografieren. Peinlich.

Ehe wir zum Zelt zurückgehen, hinterlassen wir an der Rezeption unsere E-Mail-Adresse, und man verspricht uns, die Fotos nach Frankfurt zu schicken.

Abends sind wir von schwarzen Wolkenbänken umgeben, aus denen es heftig wetterleuchtet. Wir gehen früh ins Bett.

SO 24.9.06.

Nachts hatte es geregnet. Der Morgen ist grau und naß.

Auf dem Wege nach Carnac hüpfen wir kurz in den UTILE, um etwas zum Mittagessen einzukaufen. Die Filialeiterin, die mit ihrem klugen Gesicht und dem langen grauen Zopf aussieht, als ob sie in der Freizeit Proust liest und Gedichte schreibt, kniet zwischen zwei Kassen auf dem Boden und malt mit ungelenten Buchstaben etwas auf die schwarze Schiefertafel, die sonst neben der Einfahrt zum Parkplatz steht und auf der das tägliche Mittagsmenu sowie Sonderangebote angekündigt werden. Wir grüßen uns freundlich. Ich beuge mich zu ihr hinunter und frage, ob sie vielleicht weiß, wie die Pflanze heißt, die sich an dem Maschendrahtzaun empor rankt, vor dem wir immer das Auto parken. Sie schaut mich einen Augenblick nachdenklich an, sagt dann: *ich komme jetzt nicht auf den Namen, aber er wird mir gleich einfallen...*

Ich hatte vor ein paar Tagen schon das Mädels an der Kasse gefragt, doch das hatte keine Ahnung gehabt. Es ist eine Kletterpflanze mit handtellergroßen Blüten, die an eine von einem Kind gemalte, lachende Sonne erinnern. Sie hat einen äußeren Strahlenkranz aus weißen Blättern und einen inneren aus hell- bis dunkelblauen Staubgefäßen. Bis auf den etwas bedrohlich wirkenden, dreiteiligen Stempel macht die Pflanze einen sehr fröhlichen, heiteren Eindruck. Sie scheint immer zu lächeln.

Nachdem wir unsere Einkäufe erledigt haben und wieder an der Kasse stehen, kommt Madame mit dem grauen Zopf strahlend aus ihrem Glaskasten und reicht mir

einen kleinen Zettel, auf dem steht: Passiflore, fruits de la passion... Die Passionsblume also... Ich sage ihr, dass ich die eigentlich mit den Tropen assoziiere, und sie meint lapidar, von dort hätte sie wohl jemand mitgebracht, aber sie gedeiht prächtig in dem rauen Atlantikklima, was wir bestätigen können, denn wir entdecken die heiteren Sonnen an manchem Gartenzaun.

Durch das Lexikon erfahre ich später, dass mit Passion nicht sinnliche Leidenschaft gemeint ist, sondern die „Passion Christi“... Auf den Gedanken, den heiteren Strahlenkranz als Dornenkrone, die zarten Staubgefäße als Kreuznägel und den Stempel als Peitsche zu sehen, kann wohl nur die perverse Phantasie eines christlich katholisch verbogenen Hirns kommen.

Als wir den Parkplatz verlassen, lesen wir, was die Chefin vorhin auf die Tafel geschrieben hat. Ich übersetze sinngemäß: *Heute ist der Tag des Herrn. Der Sommer ist vorbei. Der Herbst beginnt. Man hat geerntet, was man gesät hat. Jede Jahreszeit hat ihre Schönheit...* Obwohl ihre Handschrift auf dem Zettel nicht dazu angetan war, meine Vermutung, sie schreibe Gedichte, zu nähern, bin ich jetzt wieder überzeugt davon. Welche normale Leiterin eines großen Supermarkts käme wohl auf die Idee, solche Worte auf eine Tafel zu schreiben, auf der sonst für Klopapier und Katzenfutter geworben wird...

Auf der Fahrt nach Carnac lese ich uns aus dem Reiseführer die Geschichte vor, die sich um einen der ersten römischen Päpste, St. Cornelius, rankt. Der hatte sich im dritten nachchristlichen Jahrhundert, als er ein Ende der heidnischen Götzenverehrung verlangte, mit dem Kaiser von Rom anlegt. Doch die antike Götterwelt war zu dieser Zeit noch stärker als der neumodische Christengott. Cornelius wurde nach Civitavecchia verbannt, wo er starb. Soweit die historischen Fakten. Für die legendenverliebten Bretonen war die Geschichte damit aber nicht zu Ende gewesen. In ihrer Version konnte der Papst, begleitet von einem kräftigen Stier, der sein, hauptsächlich sakrales, Gepäck trug, aus Rom fliehen und wurde von römischen Truppen bis nach Carnac verfolgt. *Dort holten ihn die Verfolger ein. Der Heilige, nur noch die Fluten des Ozeans vor sich, wandte sich seelenruhig um und verwandelte die Tausende von Legionären in Steine. So heißen die berühmten Menhire von Carnac, die mit etwas gutem Willen an eine römische Schlachtordnung erinnern können, bis heute bei den Bretonen „soldats de St. Cornély“.* Damit findet auch das Geheimnis der alten Steine von Carnac seine ganz natürliche Erklärung...

Selbstverständlich hatte man St. Cornély, dem „Schutzheiligen des Hornviehs“, eine Kirche gebaut, und die wollten wir uns ansehen, da sie noch dazu als eine der schönsten Renaissancekirchen des Morbihan gilt. Sie steht auch wirklich, wuchtig, alt und grau, im topografischen Zentrum von Carnac Bourg. Wir umrunden sie einmal, rütteln an sämtlichen Türen, doch der Heilige will seine Ruhe haben. Alle Türen sind verrammelt.

Da der alte Ortskern von Carnac, außer einem Fotogeschäft, mehreren Läden mit Andenkenkitsch und ein paar Fresskneipen nichts weiter zu bieten hat, fahren wir weiter nach Carnac Plage. Zusammen mit einer frustrierten englischen Familie klettern wir über einen teilweise am Boden liegenden Drahtzaun zum Strand. Der ist breit und lang, sehr domestiziert, und trostlos anzuschauen. Fände nicht auf einem abgesperrten Teil gerade eine Rettungsübung von Feuerwehr und Rotem Kreuz statt, die wahrscheinlich Bestandteil eines Animationsprogramms ist, um die paar Nachsaison-Touristen bei Laune zu halten, so wäre über Carnac Plage nicht mehr zu berichten, als dass auf der Straße, die den Strand von einer Handvoll Villen im Kolonialstil trennt, jede Menge Autos parken.

Zurück auf Nummer 56, kochen wir Spagetti. Es klart auf, und die Sonne kommt durch. Da Sonntag ist, herrscht reger Betrieb auf der Düne. Die Elektriker hatten morgens ihr Zelt abgebaut. Als wir aus Carnac zurückkamen trafen wir sie noch vor der Rezeption und konnten ihnen Bonne Route wünschen. Auch das Zelt des jungen englischen Pärchens ist verschwunden.

Die Bewohner des großen Caravans, der während der Woche verlassen ist, sind gestern zurückgekehrt. Diesmal haben sie vier oder fünf Kinder dabei, die in zwei kleinen Iglus schlafen und nicht müde werden, mit dem zum Platz gehörigen Minitraktor, der einen Anhänger, voll beladen mit sehr gut gelaunten, kreischenden Kindern, hinter sich her zieht, übers Gelände zu kurven. Um ihr der Sonntagsruhe nicht unbedingt zuträgliches Treiben zu legitimieren, halten sie ab und zu in einer der Kuhlen des Wäldchens an und schaufeln demonstrativ ein paar Hände voll Kiefernadeln in den Anhänger.

Nach einem kurzen Abendspaziergang über die Düne machen wir noch eine Runde über den Platz und entdecken in einem ziemlich abgelegenen Teil, zu dem normalerweise eine eigene Sanitäreanlage gehört, die jetzt aber geschlossen ist, so etwas wie eine kleine deutsche Kolonie. Da stehen Caravans aus BRA und SP, ein Wohnmobil der Luxusklasse von der Größe eines normalen Reisebusses aus M und daneben noch ein minimal kleineres Modell aus MZ. Hinter einer der makellos blitzenden Fensterscheiben der mobilen Villa steht ein antiker Kerzenleuchter. Das hat Stil.

RR: Es ist ganz windstill, und die Mücken im und ums Zelt freuen sich, dass ich endlich wieder da bin.

KB: Oben auf der Düne sehen wir, wie die Wolkenbastionen im Osten von der untergehenden Sonne mit einem pinkfarbenen Häutchen überzogen werden.

MO 25.9.06.

Morgens ist es immer noch windstill, und unsere Nebenbeschäftigung während des Frühstücks besteht darin, mit einem feuchten Tuch Mücken zu klatschen.

Damit RR ihren Stapel Ansichtskarten in den Briefkasten entsorgen kann, hüpfen wir kurz in die Post von Locmariaquer, wo wir zu unserer Verblüffung erfahren, dass es für die Dame hinterm Schalter keinen einheitlichen EU Tarif für Ansichtskarten gibt. Deutschland ist Ausland, und eine Karte nach dort kostet mehr als eine innerhalb Frankreichs...

Auf dem Weg nach Pont Aven, unserem heutigen Ziel, führt die Straße ein paar Kilometer westlich von Carnac mitten durch ein Feld alter Steine. Zum Glück ist rechts ein Parkplatz, wo wir anhalten können. Eine Informationstafel belehrt uns, dass wir uns im Alignement de Kerzérho befinden, der mit über tausend Menhiren größten Steinallee der Gegend. Der „Kopf“ dieser Allee musste aus straßenbautechnischen Gründen „abgetrennt“ werden und liegt nun zwischen zwei flachen Wohnhäusern auf der anderen Straßenseite. Leider wird auch hier um die teils bis zu 6 Meter hohen Steine gerade der Rasen gemäht, so dass wir es vorziehen, nach einem kurzen Rundgang über einen schlammigen Pfad, der im Zickzack zwischen den Steinen hindurchführt, die Fahrt fortzusetzen.

Wir befinden uns schon auf halbem Wege nach Port Louis, wo wir hoffen, etwas zu trinken zu bekommen und eine Pinkelpause machen zu können, als wir an einem ausgedehnten Parkplatz, der zu einem in der Ferne liegenden Hotelkomplex zu gehören scheint, vorbeikommen. Wir steigen aus, um, hinter einem Busch verborgen, zu pinkeln. Dabei beobachten wir eine Horde Jäger, die mit ihren Flinten, grünen Hüten und hechelnden Hunden in Geländewagen verschwinden, ohne uns hinter dem Busch bemerkt zu haben, und uns fällt ein, gelesen zu haben, dass seit gestern die grünen Deppen, die nicht aussehen, als hätten sie Skrupel, illegalen Pissern eine Ladung Schrot in den Hintern zu jagen, wieder in der Gegend herumballern dürfen.

Da uns nun nichts mehr nach Port Louis hinzieht, wenden wir und müssen als nächstes Hindernis Lorient umfahren, das auf der anderen Seite des Mündungstrichters zweier Flüsse liegt, der fjordartig ins Land einschneidet und einen Umweg bis tief ins Landesinnere nötig macht. Erst bei Hennebont gelangen wir über eine Autobahnbrücke endlich auf die andere Seite. Eine Schnellstraße, die leider nicht schnell, sondern nur voll ist, führt zurück zur Küste. Meter für Meter arbeiten wir uns an Lorient vorbei, das im Zweiten Weltkrieg durch alliierte Bomben zu 85 Prozent zerstört worden war, weil die Nazis die Hafenanlagen zu einem riesigen U-Boot Stützpunkt ausgebaut hatten, der natürlich ständig bombardiert wurde, aber, Ironie des Schicksals, weitgehend, im Gegensatz zum zivilen Teil der Stadt, unversehrt blieb.

Vor Larmor Plage ballt sich noch einmal der LKW-Verkehr, doch bald sind wir auf der schmalen, kaum befahrenen Küstenstraße, die durch eine sanfte Dünenlandschaft führt, in der sich Campingplätze, Segel- und Surfschulen verstecken. Umspült von den Wassern der auflaufenden Flut sehen wir in einer flachen, weit ins Meer hineinreichenden Klippenlandschaft das Fort Bloqué, dessen mächtige Mauern sich wie eine Fata Morgana vor dem Meereshorizont erheben. Hinter Guidel Plage führt die Straße wieder ins Landesinnere, dann durch feuchten Laubwald zurück zur Küste nach Le Pouldu.

Le Pouldu besteht aus zwei Straßen, die von grauen Häusern gesäumt werden, und einem Parkplatz oberhalb der trostlosen Klippen, die einen noch trostloseren Strand begrenzen. Das Ganze nennt sich Le Pouldu Plage. Wir sind auf der Suche nach der Maison Marie-Henry, in dem vor über 100 Jahren Gauguin gewohnt hatte und wo sich jetzt ein kleines Museum befinden soll. Da wir die eine Straße bereits vergeblich abgesucht haben, bleibt nur die andere übrig, wo wir schließlich unter einem über die Straße gespannten Transparent parken, auf dem in großen Buchstaben „Musée Marie Henry“ steht.

Das niedrige, unscheinbare Haus schmückt sich mit einer Tafel, auf der steht: *„Je suis au bord de la mer dans une auberge de pêcheurs près d'un village de 150 habitants, je vis la comme un paysan sous le nom de sauvage.“* Paul GAUGUIN, *Lettre à Mette, sa femme, Le Pouldu, Juin 1889.* Er ist also am Ufer des Meeres und lebt in einer Herberge für Fischer in der Nähe eines Dorfes mit 150 Einwohnern und man hält ihn für einen ‚Wilden‘ (oder er fühlt sich so, oder er lebt dort unter dem Namen Sauvage, das ist mir nicht klar). Das Museum hat natürlich Montags und Dienstags Ruhetag. Doch wir haben das Gefühl, dass wir nichts versäumen.

Die Verlängerung der Straße führt steil hinab nach Le Pouldu Port, zum Hafen also. Dort hat ein Ausflugslokal geöffnet. Es ist frisch draußen, doch eine verglaste Ecke der Terrasse ist windgeschützt, und wir können unseren Grand Crème im Freien trinken. Der Blick geht auf einen weitläufigen Wirtshausgarten, in dem kleinwüchsige Palmen und eine hohe einheimische Seekiefer einträchtig nebeneinander wachsen.

Das Licht des Ozeans, der sich fast bis zum Horizont zurückgezogen hat, zittert über den Sandbänken, die bei Ebbe die Hafenbucht absperren. Der Mann, der uns den Café brachte, hört, während er hinter der riesigen Theke im Inneren des Lokals Gläser poliert, Jazz der sechziger Jahre. Wir sind die einzigen Gäste und kommen uns ziemlich exotisch vor. Von Gauguin und seinen Freunden keine Spur.

Als wir, nachdem wir schweren Herzens 4 Euro 70 für 2 Grands Crèmes bezahlt haben, an den Rand des Hafenbeckens treten, um einen Schwarm winziger Fische zu beobachten, der sich im klaren Wasser tummelt, bemerken wir ein Hinweisschild, das auf den „Chemin des Peintres“ aufmerksam machen will und in etwa erklärt, dass vor rund hundert Jahren Gauguin an dieser Stelle gegen die Mauer gepisst hat...

Der an dem Hinweisschild angebrachte Pfeil, dem wir dann zu folgen uns verpflichtet fühlen, zeigt eindeutig in die Richtung eines Weges, der am Ufer der Hafenbucht entlang führt, auf der Landseite von nichts als feuchtem, schulterhohen Gestrüpp gesäumt ist und bald vor einer steilen, üppig mit dornigem Gebüsch bewachsenen Böschung als Sackgasse endet, ohne dass es unterwegs auch nur den geringsten Hinweis auf etwas zum „Chemin des Peintres“ Gehöriges gegeben hätte. Wir fühlen uns verarscht und kehren um. An der Mole schauen wir noch zu, wie ein Fischerboot von einem Traktor in Millimeterarbeit zwischen anderen abgestellten Booten hindurch eine steile Rampe hinab zu Wasser gelassen wird, dann verlassen wir den öden Ort.

Auf dem Weg zum nur wenige Kilometer entfernten Moëlan biegen wir kurz in einen Feldweg ab, wo inmitten der Bocage, dieser Landschaft, wo jedes Feld von einer Hecke eingezäunt ist, eine runde steinerne Windmühle das hölzerne Gerippe ihrer Flügel in den Himmel reckt.

Moëlan ist ein größeres Dorf mit einem von Geschäften gesäumten Platz, in dessen Mitte eine neugotische Kirche steht, die uns aber nicht interessiert. Was uns hier her führt, ist die Kapelle St. Philibert und St. Roch, die in unserem Reiseführer lobend erwähnt wird. Sie liegt ein paar Schritte vom zentralen Platz entfernt am Rande einer kleinen Parkanlage, die wiederum der Zugang zu einem großen Parkplatz ist, was darauf schließen lässt, dass hier während der Saison einiges los ist.

Doch heute bleibt die Kapelle, so oft wir sie auch, heidnische Beschwörungsformeln murmelnd, umrunden, geschlossen. Das Kirchlein, mit dem nicht sehr hohen gotischen Turm, in dem zwei Glocken hängen, macht einen gebrechlichen Eindruck, und wir sind nicht weiter betrübt darüber, dass es uns sein Innerstes nicht sehen lassen will, denn der im Freien stehende Calvaire ist interessant genug. Die Kreuzigungsgruppe ist zwar sehr verwittert, doch ist deutlich zu sehen, dass auf beiden Seiten des Kreuzes ein Mensch hängt, doch nur einer ist gekreuzigt, der andere lässt die Arme locker herab hängen... Eine Kuriosität am Rande: Die unweit des Kapellenbezirks liegende Fontaine St. Roch soll Kleinkindern gegen Blähungen helfen, wenn man ihnen ein Leibchen, das zuvor in die Quelle getaucht worden war, überzieht...

Zurück auf dem Platz mit der hässlichen Kirche kaufen wir beim Bäcker leckeren Apfelkuchen und stellen aus dem Auto heraus fest, dass die Damen schon Kragen mit Pelzbesatz tragen. Vor dem Bäckerladen hatte ich gehört, wie eine Frau mit ihrem Hund deutsch sprach.

Ein paar Minuten später sind wir in Pont Aven, dem eigentlichen Ziel des heutigen Tages, das sich Cité des peintres et capitale de la Galette nennt, also die Stadt der Maler und die Hauptstadt der Butterkekse... Der alte Spottvers, „Pont Aven ist eine

Stadt, die 14 Mühlen und 15 Häuser hat“, Pont Aven, ville de renom, quatorze Moulins, quinze maison, stimmt, was die Mühlen betrifft, immer noch, was die Häuser betrifft, so muß man sagen, es sind ein paar mehr geworden.

Die Mühlen mahlen auch nicht mehr, es befinden sich jetzt Kneipen, Boutiquen und Galerien darin, oder einfach Läden, die alles, was man nicht braucht und eben - Butterkekse verkaufen. An vielen Ecken des Städtchens stehen Damen und Herren jeglichen Alters hinter einer Staffelei und versuchen, sich selbst zu verwirklichen, wobei ihnen immer mal wieder ein Tourist über die Schulter schaut.

1886 war Gauguin nach Pont Aven gekommen. Im Glanz seines Namens sonnt sich das Städtchen immer noch, obwohl man damals eher geneigt war, seine Bilder in den Aven zu schmeißen. An den Fassaden der Butterkeksbäcker leuchten originalgetreue Reproduktionen seiner bretonischen Bäuerinnen, die er hier gemalt hatte und die sich mitnichten in diesen Bildern wieder erkannt hatten. Ansonsten erinnern eine überlebensgroße Büste aus Granit und ein paar Gedenktafeln an den ehemaligen Pensionen, in denen er - oft ohne die Miete bezahlen zu können - gewohnt hatte, an den großen Maler, der sich 1889 nach Le Pouldu zurückzog, da der von der „Schule von Pont-Aven“ angezogene Tourismus das Leben in dem Städtchen so sehr verteuert hatte, dass seine bescheidenen Mittel nicht mehr ausreichten. Heute könnte er mit dem Geld, das seine Bilder auf dem Kunstmarkt wert sind, den ganzen Ort, wenn nicht die halbe Bretagne aufkaufen. Zwei Jahre später setzte er sich nach Tahiti ab, wo das letzte Bild, das er vor seinem Tode malte, eine bretonische Winterlandschaft ist...

Auf der Terrasse einer Crêperie, direkt gegenüber dem Brückchen, das den idyllischen Aven überquert (Vorsicht Staffeleien!), bestellen wir zwei Bollets und bekommen zwei winzige Fläschchen(!) Cidre serviert für 5 Euro 20. Das ist rekordverdächtig. Da wir die Preise in Le Pouldu bereits kennen, hätte Gauguin heute kaum noch die Möglichkeit, sich dorthin zurückzuziehen. Während verfettete französische Touristen ihre gar nicht mehr gallisch eleganten Erscheinungen an der Terrasse vorbei schieben, nippen wir an unserem Cidre und schauen auf mindestens drei Butterkeksbäckereien.

Anschließend machen wir noch einen Spaziergang am Ufer des Aven entlang, der munter über flach geschliffene Kiesel und an mächtigen Granitfindlingen vorbei im Gegenlicht der schon tiefer stehenden Sonne zum Ozean dahin plätschert. Ehe wir über eines der eisernen Brückchen gehen, die in die Altstadt zurück führen und unweigerlich in einer entweder zum Restaurant oder zur Galerie ausgebauten Mühle enden, machen wir noch die Bekanntschaft eines Mannes in mittleren Jahren, der uns erst auf Französisch anspricht, dann aber sein Schulenglisch aktiviert, mit dessen Hilfe er versucht, uns eine Schallplatte von Kim Wilde zu verkaufen. Da er etwas angetrunken ist oder unter Drogen steht oder gerade eine manische Phase hat, ist unsere Kommunikation nicht sehr ergiebig. Zumal ich keine Ahnung habe, wer Kim Wilde ist. Wir erklären ihm, dass wir gar keinen Plattenspieler haben und verabschieden uns mit einem freundlichen Lächeln von ihm und auch von dem Städtchen.

So schnell wie möglich zur Autobahn und auf kürzestem Weg zurück zum Iglu, das ist jetzt unser einziges Bedürfnis. Trotzdem machen wir, da es direkt am Weg liegt, noch einen Abstecher in das Dörfchen Nizon. Dort steht vor dem Kirchlein aus dem Jahre 1604 ein Calvaire mit einem gekreuzigten Christus, den Gauguin als Vorbild für sein berühmtes Bild „Der gelbe Christus“ genommen hatte. Das Original aus grauem Granit vor dem weiten, blassblauen Spätsommerhimmel scheint mir eindrucksvoller

als das Bild von Gauguin, das ich allerdings nur als Reproduktion kenne. Vor dem Hintergrund einer eindimensionalen Dünenlandschaft hängt der gelbe Christus dort, beklagt von drei betenden bretonischen Bäuerinnen, für meine Begriffe allzu plakativ am Kreuz. Davon abgesehen, haben die meisten Darstellungen der nur mit einem Lendenschurz bekleideten Leiche eines bärtigen Mannes, die an ein Holzkreuz genagelt ist, nie so ganz vermocht, mich in einen Zustand ästhetischer Verzückung zu versetzen.

Das Innere der alten Kirche macht mit seinen hellen Wänden und den schönen bunten Glasfenstern einen sehr freundlichen Eindruck. Hier ist der liebe Gott mal wieder zum Anfassen.

Auf der N 165 brauchen wir nur eine gute Stunde bis zum Iglu. Hätten wir in Auray nicht die falsche Abfahrt genommen, wären wir noch schneller da gewesen. So fahren wir einen Riesenumweg und nähern uns Crac'h von Westen statt wie sonst von Norden her.

Die Fischsuppe aus dem UTILE mit aus Gummibaguette hergestellten Croutons schmeckt köstlich. Der Wind hat gedreht, und wir müssen den anderen Zelteingang öffnen.

RR: Gegen halb neun kommt die erste Mücke. Wir haben 16 Grad. Sobald gegen neun die Laterne hinterm Iglu angegangen ist, kommen zwei Fledermäuse und holen sich ihr Abendessen - Mücken.

KB: Der rote Sonnenuntergang ist von schauriger Erhabenheit. Bis auf die übliche flache Wolkenbank, die für Diskretion beim Versinken hinterm Horizont sorgt, gibt es nur ein paar verwehte Kondensstreifen am klaren Himmel, an dem wir bis gegen Zehn die Sterne betrachten.

DI 26.9.06.

RR: Um 8 Uhr haben wir 12 Grad. Außerdem gibt es: einen schönen Sonnenaufgang, Mücken, Nebel und absolute Windstille.

Während wir, noch ziemlich dick angezogen, gemütlich frühstücken und Mücken erschlagen, stapft an unserer Terrasse ein etwas eigenartig aussehendes, ca. 60-jähriges Pärchen vorüber. Er ist bekleidet mit einem Tanga, und ein kleines gelbes Handtuch hängt über seiner Schulter. Sie trägt einen Badeanzug, darüber einen recht schäbigen Bademantel. Wie wir später feststellen, sind es Iren, die sich offenbar vorgenommen haben, bei jeder Temperatur mindestens eine halbe Stunde morgens und abends im Atlantik zu schwimmen.

Den ganzen Tag herrscht Windstille, so dass die Mücken es sich in unserem Zelt gemütlich machen und auf uns, besser: auf mich warten.

Gegen Mittag fahren wir nach Locmariaquer und setzen uns vor die „Creperie des Iles“ mit Blick auf den Hafen. Die parkenden Autos ignorieren wir und fühlen uns wohl. Ich bestelle Austern, zu denen kleine Graubrotsscheiben und gesalzene Butter gereicht werden. Dazu eine Salade du Chef. KB bestellt in Weiswein gekochte Muscheln, die mit einer Schale Pommes (!) serviert werden. Dazu trinken wir - wir sind schließlich in der Bretagne - 1 Bolleé. Die meisten Gäste lassen sich den Cidré flaschenweise schmecken (KB: Ich lasse mich überreden, eine halbe Auster zu

probieren. Doch mehr als den Geschmack von gesalzenem Bronchialschleim vermag ich ihr nicht abzugewinnen).

Da offenbar der ganze Laden von einem Pärchen - sie macht die Küche, er bedient - geführt wird, bezahlen wir am Tresen. An einem Tisch sitzt ein Rentner mit zwei Rentnerinnen. Er hat einen Rentner-Hund auf dem Schoß, dessen Kopf, auf einer Serviette gebettet, auf dem Tisch ruht.

KB: Kurz nach zwei fahren wir weiter nach Auray, wo wir uns noch die Oberstadt ansehen wollen. Doch außer einer langweiligen Kirche und einer Handvoll Fachwerkhäusern mit ein paar kleinstädtisch dekorierten Schaufenstern im Erdgeschoß gibt es nicht viel zu sehen. Die Kirche, St. Gildas, stammt aus dem 17./18. Jahrhundert und hat entsprechend wenig zu erzählen. Außerdem riecht sie verschimmelt. Darüber können auch die kunstvollen Holzschnitzereien nicht hinwegtäuschen.

Am Eingangsportal hing eine Tafel, auf der stand, wenn ich das gestelzte Sakralfranzösisch richtig verstanden hatte, dass man gerade dabei war, die hölzerne Skulptur einer Märtyrerleiche zu restaurieren. In einem durch Stellwände abgeteilten Seitengang finden wir auch so etwas, das wie eine Werkstatt aussieht, aber keine Märtyrerleiche. Auf der Tafel war noch die Rede von einer Kapelle gewesen, in der die Märtyrerleiche, wenn sie nicht gerade restauriert wurde, besichtigt werden konnte, doch in der Kirche gibt es keine Kapelle. Die einzige Kapelle, die in der Nähe liegt und in die wir vorhin schon einen Blick geworfen hatten, beherbergt heute das Büro der Tourist Information. Und vor dem steht in einem kleinen Innenhof nur eine hölzerne Sitzbank mit zwei aus Holz geschnitzten Figuren, die ein bayerisches Maderl im Dirndl, das Zöpfe um den Kopf trägt und strickt, sowie einen bayerischen Burschen, der in einer Lederhose steckt und Pfeife raucht, darstellen. Doch von einer hölzernen Märtyrerleiche keine Spur. Es muß also an einem Übersetzungsfehler meinerseits liegen.

In einem Bistro-Tabac, dessen gesamte Glasfront zur Straße hin geöffnet ist, lassen wir den Nachmittag in einer behaglichen Gauloise-Atmosphäre, mit zischender Cafemaschine und Zeitungsgeraschel im Hintergrund, gemächlich ausklingen. Wir bestellen zwei Grand Crèmes. Am Nebentisch ist man schon beim zweiten Patis. Ein junger Mann, offensichtlich Deutscher, der hier lebt, beklagt sich bei seinen französischen Freunden darüber, dass er immer wieder Aufenthaltsgenehmigungen verlängern lassen muß. Auch wir dachten, dass man sich innerhalb der EU frei bewegen und niederlassen kann, wo man Lust hat. Liegen wir da etwa falsch?

Kurz vor 5 sind wir wieder auf Nr. 56. Ein leichter Wind kommt aus Südwest, den man am Zelt aber kaum spürt. Um 6 Uhr haben wir immer noch 22 Grad.

RR: Einer unserer belgischen Nachbarn, ein ca. 75jähriger, macht mit seinem Hund einen Abendspaziergang. Da wir schon fast zum Inventar des Platzes gehören, bleibt er für ein Schwätzchen bei uns stehen. Er kommt mit seiner Frau seit 30 Jahren hierher. Mit großer Bestimmtheit erklärt er, dass dieses der schönste Küstenstrich der Bretagne sei. Von seinem auch schon alten, häufig kläffenden Hund erzählt er, dass man diesen ausgesetzt hatte und sie ihn zu sich genommen haben. Im Juni waren sie schon einmal hier, aber morgen fahren sie mit ihrem ebenfalls alten Wohnmobil namens „Adria“ wieder nach Hause. Zum Schluss grinst er spitzbübisch und sagt: „Auf Wiedersehen“.

KB: Wir sitzen bis lange nach Sonnenuntergang auf der Düne. Die Landschaft ist von einer Schönheit, daß es fast weh tut. Ein weiches Spätsommerlicht liegt über Land und Meer, auf das sich heute auch die kleinsten Segelboote hinaustrauen. Ein Fischkutter navigiert in gefährlicher Nähe der von der Flut nur leicht bedeckten Felsenriffe. Als der Sonnenuntergang uns eine kupferfarbene Brille aufsetzt, beginnen die Fußstapfen im Sand und selbst die mageren Dünengräser lange, dunkelblaue Schatten zu werfen. Wir sitzen noch bis Mitternacht unter dem riesigen Sternenhimmel. Ehe wir schlafen gehen, gelingt es mir, die winzige Sichel des zunehmenden Mondes zu fotografieren, die im Süden eine Handbreit über dem Horizont hängt.

MI 27.9.06.

Morgens kurz nach 8 haben wir 16 Grad, der Himmel ist bewölkt, der Wind kommt aus Süden. Der andere Eingang des Iglus wird geöffnet. Es gibt keine Mücken. Bis zum Nachmittag bleibt es bedeckt, nur ab und zu kommt die Sonne durch.

Unser heutiges Ziel ist Rochefort-en-Terre. Auf der Fahrt in den Wald von Paimpont hatten wir das Schild an einer Autobahnausfahrt nicht weit hinter Vannes gesehen, das Rochefort als „Village de caractère“, also „typisches Dorf“ anpries, auch im Reiseführer ist es als eines der authentischsten bretonischen Dörfer erwähnt.

Kurz hinter Vannes fahren wir von der Autobahn ab auf eine schmale, kaum befahrene Straße, die einige Kilometer durch hügelige Landschaft führt und auf dem Parkplatz von Rochefort endet. Wir schmeißen 2 Euro in einen Automaten und dürfen so lange parken, wie wir wollen. Außer uns gibt es noch ein paar Autos mit französischen Kennzeichen, deren Insassen, da geheiligte Mittagszeit ist, auf den verglasten Terrassen der den Parkplatz an einer Längsseite säumenden Kneipen sitzen und teure Menus fressen. Das bedeutet, dass wir die Gassen in der nächsten halben Stunde für uns allein haben werden.

Rochefort ist eine „village fleurie“, also ein Blumendorf, und das in Vier-Sterne-Qualität; überall am Straßenrand und neben Hauseingängen hängen oder stehen Kübel, in denen Geranien oder andere Blumen wachsen. Die Häuser zu beiden Seiten der Grand Rue sind aus verschiedenfarbigen Granitquadern solide und wie für die Ewigkeit gebaut. Im Erdgeschoß der meisten Gebäude, in denen früher der Landadel und das wohlhabende Bürgertum wohnten, die auf Grund der günstigen Lage des Ortes den Handel der Gegend kontrollierten, findet man Galerien, Kneipen oder Boutiquen. Am Marktplatz mit einem als Blumenkübel zweckentfremdeten, alten Brunnen verlassen wir die Grande Rue und biegen ab in ein parallel zu ihr verlaufendes Gässchen, das an einer grauen Granitmauer entlang führt, die das Gelände der ehemaligen Wehrburg begrenzt, auf dem heute das von zwei amerikanischen Malern restaurierte Schloß steht. Man sieht auf die etwas niedriger liegenden, verwinkelten Dächer, die mit schwarzem Schiefer gedeckt sind und aus denen schiefe Kamine, aus grauem Granit gemauert, empor wachsen. Alles ist liebevoll und harmonisch ineinander verschachtelt, ohne eng zu wirken, man kann sich gut vorstellen, dass wirkliche Menschen in dieser mittelalterlichen Architektur leben.

Hinter der Place du Puits erhebt sich die sehr alte Kirche Notre Dame de la Tronchaye, der man gleich ansieht, dass sie viel zu erzählen hat. Das bordeauxrot gestrichene zweiflügelige Portal hebt sich kräftig von der verwitterten, graufleckigen

Fassade ab. Über dem Portal lesen wir die Inschrift : En l'an 1533 fut cette oeuvre parfaite, im Jahr 1533 wurde dieses Werk also vollendet, begonnen hatte man damit allerdings schon 1125, als man eine romanische Kapelle errichtete, um einer hölzernen Statue der Jungfrau Maria ein Heim zu geben. Diese Statue war von einer Schäferin in einem hohlen Baumstamm gefunden worden, daher ihr Name Notre Dame de la Tronchaye , Unsere Liebe Frau vom Hohlen Baum. Auch wenn man den Ursprung dieser Statue nicht genau kennt, nimmt man doch an, dass sie während der Invasion der Normannen im 10. Jahrhundert dort versteckt wurde. Heute wird alljährlich im August ein Pardon zu Ehren der Dame von Tronchaye veranstaltet. Wir sehen sie über dem Seitenaltar im südlichen Querschiff schweben, der an die Bühne eines Kasperle-Theaters erinnert. Sie ist in gelb und weiß gekleidet, ihr lächelndes Gesicht ist im Laufe der Zeit schwarz geworden, in der rechten Hand trägt sie ein Kreuz, auf dem Kopf eine mit Halbedelsteinen besetzte Krone.

Ende des 15. Jahrhunderts wird aus der einfachen Kapelle eine Stiftskirche, in der sieben Domherren angestellt werden, um für den Stifter und seine Familie täglich die Messe zu lesen. Der Sohn des Stifters erhöht die Zahl der Domherren auf 13 und läßt sie die Messe noch zusätzlich für die Seele seiner verstorbenen Frau lesen. Während der Revolution wird das Gebäude stark beschädigt und vorübergehend als Warenlager genutzt. Erst 1802 wird Rochefort offiziell zur Pfarrgemeinde erklärt. Bis dahin war die Kirche eine Art „Privatkirche“ gewesen, zu der nur zahlende Mitglieder Zugang hatten.

Ein architektonisches Detail ist von Interesse. Damit die menschliche Stimme nicht von den Mauern als Echo widerhallt, sind hier und da Tontöpfe (pots acoustiques) in die Wände eingelassen, die die Klangwellen der menschlichen Stimme absorbieren. Eine angeblich schon in der Antike bekannte Technik.

Zum Schluß machen wir noch einen kurzen Besuch Backstage, also hinter dem Altar, wo es sehr hell und staubig ist und nach Mottenkugeln und Weihrauch riecht. In einer von einer Gittertür versperrten Kammer befindet sich der „Kirchenschatz“: Zwei Heiligenfiguren aus Gips liegen ausgestreckt auf dem Fußboden und sehen aus, als hätten sie dringend eine Restaurierung nötig. Auf einem schmiedeeisernen Ständer steht eine alte, aufgeschlagene Bibel, dahinter ein wackliger Tisch mit Brandflecken auf der Tischplatte, daneben auf einem Kleiderständer die sehr angestaubte, nachtblaue Soutane eines Domherren. Diese hatten der Messe in den geschnitzten Bänken, die rechts und links des Altars stehen, beigewohnt. Als wir den Altarraum verlassen, fällt eine breite Bahn Sonnenlicht in den dunklen Flur und bringt drei ineinander gestapelte Putzeimer mit dazu gehörigem Schrubber und Wischlappen zu ganz profanem Leuchten.

In einer Seitengasse in unmittelbarer Nähe der Kirche befindet sich im Erdgeschoß eines krummen, sehr alten Hauses die Crêperie La Sarrazine, wo wir Gallettes fromage und Gallettes jambon und zwei Bollées bestellen (9,10 €). Die Wände der Gaststube sind kanariengelb gestrichen. Da wir keine Aschenbecher entdecken können, fragen wir den Wirt, ob wir rauchen dürfen. Der sagt erst nein, bringt dann aber doch einen Aschenbecher und meint, ausnahmsweise, da wir die einzigen Gäste seien im Augenblick, normalerweise, wenn es voller wäre und alle rauchen würden, wäre der Raum mit seiner extrem niedrigen Decke in kurzer Zeit voll gequalmt. Er erzählt, dass das Gebäude ebenso wie der offene Kamin in der gegenüber liegenden Wand aus dem 16. Jahrhundert stammen, dass er Speyer und Worms kennt, weil er dort gearbeitet hat, außerdem findet er, dass Deutsch eine schwere Sprache ist.

Dass Französisch auch keine einfache Sprache ist, merke ich auf dem Parkplatz, an dessen Rand auf der Höhe unseres Autos, das jetzt ganz allein dort steht, sich ein uraltes, gebücktes Weiblein herumtreibt, das mir mit seinem langen Hexenfinger winkt, zu ihm zu kommen. Zischend und gurgelnd kollert sein wahrscheinlich stark dialektgefärbtes Französisch durch diverse Zahnlücken. Es will mir etwas sagen, aber ich verstehe leider kein Wort. Als ich gehe, will es mich noch einmal mit beschwörenden Gesten zu sich winken, doch ich winke nur freundlich zurück und steige schnell ins Auto.

Als wir gegen 4 Uhr auf dem Platz ankommen, schneidet der junge Mann, der sonst die Sanitäranlagen saubermacht, mit einer Motorsäge die Hecken in der Nähe unseres Zeltens. Eine Viertelstunde später hört er zum Glück auf. Ich glaube, es ist überflüssig zu erwähnen, dass auch bei diesem jungen Mann eine arabische Herkunft die Voraussetzung war, um Tätigkeiten wie Kloputzen und Heckenschneiden ausüben zu dürfen...

Heute Morgen sind einige Leute abgereist, andere sind beim Packen. Wir haben beschlossen am Sonntag zu fahren.

DO 28.9.06.

Um 8 Uhr morgens messen wir 18 Grad. Es ist fast windstill, nur aus Süden kommt ein warmer Hauch. Wir haben diese Nacht wieder 10 Stunden geschlafen. Das Atlantikklima bekommt uns gut.

Seitdem wir hier sind, hatten wir am westlichen Horizont die Landzunge gesehen, die sich, mit einem kleinen Wäldchen auf der äußersten Spitze, weit in die Bucht hinein erstreckte. Bei Hochwasser und wenn die Sicht nicht sehr klar war, schien sie wie ein Dolmen aus Baumstämmen auf dem Wasser zu schweben. Wir waren sicher, dort einen magischen Ort zu finden. RR schätzte die Entfernung auf etwa eine halbe bis dreiviertel Stunde Fußmarsch, ich hielt etwa das Doppelte dagegen. Trotzdem machen wir uns auf den Weg.

Um zu unserem Ziel zu gelangen, müssen wir die Bucht ganz umrunden. Wie tief sie ins Land hinein reicht, können wir von unserem Standpunkt aus nicht erkennen; wir können nur hoffen, dass sie hinter dem letzten Haus nicht eine Biegung macht oder als breite Flussmündung endet...

Die nicht sehr hohe Steilküste am Anfang der Bucht wird immer flacher und geht bald in einen schmutzigen Sandstrand über, der ganz mit teils feuchten, teils vertrockneten Algen bedeckt ist. Ich ärgere mich, dass ich in meinen Turnschuhen keine Socken an habe, denn jeder Schritt schleudert kleinere Sand- oder Gesteinspartikel empor, so dass ich wie auf grobkörnigem Schleifpapier gehe.

Nachdem wir an ein paar leer stehenden Ferienhäusern vorbei gekommen sind, gelangen wir am Ende des begehbaren Teils der Küstenlinie zu einem bewohnten Haus, auf dessen Grundstücksschwelle ein großer, gelassen aussehender Hund liegt, der genau beobachtet, was wir tun, ohne sich zu rühren oder einen Laut von sich zu geben. Wir ahnen, dass wir hier einem Ritual zu folgen haben, andernfalls werden wir ihn am Hals oder zumindest an den Beinen haben. Das Grundstück ist durch ein etwa hüfthohes Mäuerchen vom Strand getrennt, und ein Schild weist den

Wanderer unbarmherzig in Richtung Strand, der knöchel- bis wadenhoch mit feuchten Algen bedeckt ist. Wir wissen, dass der Hund, den Kopf auf den Pfoten, sich innerlich einen grinst, während sein scheinbar schläfriger Blick unseren durch die Algenpest stampfenden Schritten folgt.

Bald können wir ihn nicht mehr sehen, denn der Weg macht eine Biegung, und wir stellen fest, dass wir bei Flut hier nicht weiter gekommen wären. Da das Wasser aber gerade am Ablaufen ist, müssen wir nur über ein paar Steine balancieren, die mit glitschigen Algen bedeckt sind und gerade noch aus dem Schlamm herausragen. Dann geht es über eine ziemlich schräge Klippe, die den ganzen Teil des schmalen Strands bis zur Höhe der Mauer bedeckt. Während wir wie die Bergziegen klettern und rutschen und hüpfen, hoffen wir, dass unsere Knochen und Gelenke noch so elastisch sind wie vor 30 Jahren. Während der ganzen Aktion haben wir einen gepflegten Golfgras vor dem Hintergrund eines weißen Herrensitzes im englischen Landhausstil vor Augen, der sich oberhalb des Mauerchens ausbreitet. Da die Rolläden alle unten sind, nehmen wir an, daß es ein Feriendomizil für Besserverdienende ist.

Wie wir vermutet hatten, ist die Bucht der Mündungstrichter eines schmalen Flüsschens, das wir aber problemlos auf einem hölzernen Steg überqueren können. Damit sind wir also auf der anderen Seite angelangt. Dieser hinterste Teil der Bucht ist inzwischen völlig trocken gefallen, und die wenigen Fischerboote liegen auf der Seite im Schlamm. Wir gehen auf einer Art Damm, der teils trockene, teils geflutete Salzwiesen vom Strand trennt und durch ein Schleusentor den Wasserstand auf der Landseite des Damms reguliert. Wir nehmen an, dass auch hier Austern und andere Schalentiere gezüchtet werden.

Im Hintergrund sehen wir ein altes, von hohen Bäumen umgebenes Haus. Es sieht gleichzeitig bewohnt und verlassen aus. Zur Seeseite hin sind die zwei übereinander liegenden Reihen roter, hölzerner Fensterläden geschlossen und von wildem Wein umwuchert. Von der Landseite her führt eine mit Gras bewachsene Zufahrt unter mächtigen alten Seekiefern hindurch, die das Anwesen gegen den Westwind schützen, auf einen Hof, wo ein Fahrrad an eine Mauer gelehnt ist und Kinderspielzeug herumsteht. Auch eine Tischtennisplatte könnte ein Indiz dafür sein, dass hier gewohnt wird oder vor kurzem noch wurde. Bis auf einen neben der Eingangstür sind auch auf dieser Seite alle Fensterläden geschlossen. An der Tür hängt ein Zettel, auf dem wir des Rätsels Lösung vermuten. Wir trauen uns aber nicht so nah heran, da wir befürchten, gerade in dem Augenblick könnte ein Auto die Auffahrt heraufkommen, oder jemand aus der Tür treten. So wird das Haus auf immer ein verwünschtes Schloß für uns bleiben.

Nachdem wir uns durch eine das Anwesen umgebende Hecke geschlagen haben, landen wir am Rande eines Ackers, wo plötzlich ohne Vorwarnung eine Million Mücken über uns herfallen. Der Acker ist vom Strand ebenfalls durch eine Hecke getrennt, an der wir mit den Armen wedelnd entlang hasten, bis sich ein Durchschlupf findet und wir in Wassernähe von den Mücken etwas weniger belästigt werden. Noch etliche Male müssen wir den sandigen Uferweg verlassen und durch den veralgten Sand stapfen, weil Privatgrundstücke mit ihren Begrenzungsmauern bis hart an den Strand heranreichen. Es ist sehr warm, wir schätzen 25 Grad, und fast windstill, was die Mückenplage erklärt.

Allmählich nähern wir uns jetzt dem Wäldchen, das wir bis dahin nur aus der Ferne von unserem Strand aus gesehen hatten. Es besteht aus ganz jungen Seekiefern, die so elastisch sind, dass der Westwind sie noch nicht hatte verbiegen können. Da

sie nicht sehr dicht gepflanzt sind, erlauben sie einen, nur durch ihre schwächtigen Stämme strukturierten, freien Blick auf den heute ganz zahmen Ozean. Das Grün des Waldbodens, gesprenkelt mit dem Rotbraun der Kiefernadeln, das fast schwarze Braun der Baumstämme, über denen das durchsichtige Grün der Kronen leuchtet, bildet einen absurd schönen Kontrast zur Farbe des Meeres, die an ein lethargisches Grau erinnert und sich nur geringfügig von der des Himmels unterscheidet.

RR: Da bei unserem Fortgehen doch einige dunkle Regenwolken am Himmel hingen, zog ich vorsichtshalber meine Wind- und Regenjacke an. Und obwohl ich nach einer halben Stunde fürchterlich anfang zu schwitzen, behielt ich sie an, weil ich wusste, dass die Mücken sie nicht durchstechen konnten. Heimtückisch rächten sie sich an allem, was nicht bedeckt war: Hals, Gesicht, Händen...

KB: Ein Blick auf die Uhr zeigt uns, dass wir eindreiviertel Stunden gebraucht haben, um hierher zu gelangen. In der topografischen Mitte der Landzunge stehen drei aufrechte, etwa mannshohe Steine, ein dritter, der größte, scheint umgestürzt zu sein, entweder war das mal ein Dolmen oder es sind einfach alte Steine, die seit dem Anfang der Zeit hier stehen und bis zum Ende aller Zeit hier stehen wollen, um sich die immer gleichen Geschichten zu erzählen. Die Reste einer Feuerstelle deuten darauf hin, dass der magische Ort als Picnic Platz beliebt ist.

Wir setzen uns auf eine Bank auf der „unserer“ Bucht abgewandten Seite der Landzunge, die ein Teil des Küstenverlaufs der Bucht sein muß, an deren nördlichen Ende der Hafen von La Trinité sur Mer liegt. Der in etwa 300 Metern Entfernung zu sehende graue Betonklotz eines Bunkers aus dem Zweiten Weltkrieg betont auf jeden Fall die damalige strategische Bedeutung des Ortes. Zwei Fischreiherr mit langen, gebogenen Schnäbeln und ein Graureiherr stehen auf den flachen Felsen in Ufernähe und recken ihre Häuse.

Für den Rückweg brauchen wir nur eine knappe Stunde, da wir uns auf gut Glück für eine Abkürzung entschieden haben, die auf schwankenden Holzbohlen über eine sumpfige Wiese führt und schließlich an einem Haus endet, dessen von bunt gefärbten Weinblättern bewachsene Fassade wie auf dem Bild eines Impressionisten durch das dichte Geäst der Seekiefern leuchtet. Hinter dem Haus finden wir zum Glück wieder auf den Weg zurück, den wir vorhin gekommen waren.

Die zweite Abkürzung, schon wieder auf unserer Seite der Bucht, führt durch schulterhohes Buschwerk und ein Kiefernwäldchen, an dessen Rand ein offizieller Parkplatz für Caravans liegt. Dort darf man sich nicht länger als 24 Stunden aufhalten, woran sich nach unseren Beobachtungen natürlich keiner hält. Entsprechend sind die Büsche und das Wäldchen bis auf einen schmalen Trampelpfad zugeschissen. Diese mobilen Troglodyten sind zu geizig, um ein paar Euro für einen Stellplatz auszugeben und dann auch noch zu faul, um die paar hundert Meter zur öffentlichen Toilette zurückzulegen, die man wohlweislich am Rande unseres Campingplatzes zur Verfügung gestellt hat. Der Blitz möge sie beim Scheißen treffen!

Auf Nr. 56 essen wir Käse und Brot und trinken Cidre dazu. Wir stellen fest, dass wir gut zweieinhalb Stunden unterwegs waren. Ein zarter Landregen setzt ein.

Später fahren wir zur Post nach Locmariaquer, wo wir eine Doppel CD *Fest Vraz, Musiques Bretonnes* kaufen. Da die Dame hinterm Schalter sich nicht auskennt (*Das ist nicht so ganz meine Musik*), nehmen wir das Album, das am authentischsten

aussieht. Als wir bezahlen wollen, teilt uns die Dame mit, dass man auf diesem Postamt nicht mit Karte bezahlen kann, da es über kein Lesegerät verfügt...

Im UTILE kaufen wir beim Metzger frisch zubereitetes Poulet Basquaise, und ich werde aufgefordert mich an einem Gewinnspiel zu beteiligen, bei dem ich eine 2-Ltr-Flasche Rotwein gewinnen kann...

Gegen Abend hört es auf zu regnen. Wir haben uns an der Rezeption erkundigt, der Platz schließt am 15. Oktober. Die beiden hinteren Zugänge zum Strand sind bereits abgesperrt, nur unserer ist noch geöffnet.

Abends schreitet die kleine, magere Katze wieder ihr Revier ab. Aus sicherer Entfernung äugt sie zu uns herüber, traut sich aber nicht in unsere Nähe.

FR 29.9.06.

Morgens regnet es, der Himmel ist grau.

Am späten Vormittag fahren wir nach Vannes, an dem wir bis jetzt immer nur vorbeigefahren waren. Im Reiseführer steht: „Vannes ist nicht nur eine der schönsten bretonischen Städte, sondern auch eine der lebhaftesten und aufgeschlossensten...“ Sie ist Hauptstadt des Départements Morbihan, seit den Zeiten der Römer wichtiger Verkehrsknotenpunkt, außerdem Industrie- und Handelszentrum. Doch soll die Altstadt sich kaum verändert haben. Auf der endlos langen Fahrt über die Einfallstraße kommen wir am Universitätsgelände vorbei und an ausgedehnten Wohnsiedlungen.

Wir parken am Hafen, der wie ein langer, schmaler Schlauch bis zur Place Gambetta in die Stadt hinein führt. Die von der Stadt entferntere Seite des Parkplatzes ist kostenlos und voll, die andere kostenpflichtig und leer. So promenieren wir an einem klirrenden Mastenwald vorbei, der zu Segel- und Motoryachten aller Größen und Preisklassen gehört, in Richtung Stadt. Durch die Porte de St. Vincent, ein wuchtiges Tor im Halbrund der Fassaden, die die Place Gambetta bilden, gelangen wir in die Gässchen der Altstadt. Glatt verputzte Fassaden wechseln sich ab mit regel- oder unregelmäßigen Granit- und Fachwerkfassaden. Das bunte Fachwerk ist schön restauriert. Die oberen Stockwerke sind bewohnt. Im Erdgeschoß befinden sich hauptsächlich Boutiquen und Bistros. Auf den schmalen Balkonen mit schmiedeeisernen Brüstungen stehen Grünpflanzen und manchmal hängt Wäsche zum Trocknen.

Wir schlendern durch die Gassen, die durchweg Fußgängerzonen sind und suchen nach einer preiswerten Futterstelle. Doch erst mal gelangen wir zur Place des Lices und schließlich über die Place Laroche zur Kathedrale St. Pierre, deren Portal weit aufgesperrt ist. Das Stilgemisch von Romanik bis Neugotik, auch das riesige Kirchenschiff, auf dem zwei monumentale Türme ruhen, all das sagt uns nichts. Lediglich eine Figur aus blassem, bemalten Stein, die einen bäuerlich gekleideten Mann darstellt, der eine Sichel trägt, mit der er Ähren geschnitten hat, vermag uns zu beeindrucken.

In einer kreisrunden Seitenkapelle ruhen die Gebeine des spanischen Dominikaner-Paters Vinzenz Ferrer, der Anfang des 15. Jahrhunderts in Vannes gestorben war. Phillip II hatte den begnadeten Redner auf Tour quer durch Europa geschickt, um „den gottlosen Pöbel“ auf Vordermann zu bringen, das heißt, sich der Autorität von

Thron und Altar wieder bedingungslos zu unterwerfen. Auf dieser Reise war Ferrer auch in die Bretagne gekommen, wo er allein in Vannes 24 Tage lang gepredigt haben soll. Nach einer Rhetoriktour durch die bretonischen Pfarren und Bistümer, war er zwei Jahre später in Vannes vor Erschöpfung gestorben. Augenblicklich beginnt ein Hauen und Stechen um seine Knochen. Phillip II will sie, aber der Bischof von Vannes will sie nicht hergeben. Fast 40 Jahre lang versuchen vom spanischen König gedungene Diebe die von den gewitzten Vanner Klerikern versteckten Gebeine aufzuspüren und in die spanische Heimat zurückzuführen. Doch ohne Erfolg...

Als wir die Kathedrale verlassen, hat es aufgehört zu regnen, die Sonne kommt durch, und wir beschließen, auf einen Besuch im archäologischen Museum zu verzichten. Etwas abseits des touristischen Trampelpfads kommen wir an einer Markthalle neuerer Bauart vorbei. Die meisten Stände haben wegen Ferien immer noch geschlossen. Doch an einem steht eine junge Frau und backt leckere Crêpes und Gallettes. Wir holen uns zwei wagenradgroße Gallettes fromage, das Stück für einen(!) Euro.

Später sitzen wir auf der Terrasse eines Bistros in einem schmalen Gässchen der Altstadt und trinken einen Grand und Petit Crème für 4 Euro. An den Nebentischen französische Rentner, die sich benehmen wie 16-Jährige auf Klassenfahrt. Am anderen Tisch junge Leute, wahrscheinlich Studenten, deren Stammkneipe das hier zu sein scheint, denn der Wirt begrüßt sie mit Handschlag und einem Redeschwall. Kurz darauf rennt er mit zwei vollen Rotweingläsern in der Hand gegen eine geschlossene Glastür und entschuldigt sich verlegen grinsend, die wäre sonst immer offen...

Ein Regenschauer prasselt auf die Markise nieder und man muß näher zusammen rücken. Als ich zur Toilette gehe, sehe ich, dass überall alte Radiogeräte aus den vierziger und fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts stehen. Gern würde ich eines einschalten um zu sehen wie das magische grüne Auge aufleuchtet...

Zurück auf Nr. 56, scheint die Sonne. Wir hatten 10 Minuten am Hafen im Auto gegessen und gewartet, dass der UTILE aufmachte, wo wir tiefgefrorenen Lachs fürs Abendessen kauften. Der Wind kommt zur Abwechslung mal aus Westen, es ist kühler geworden, Sonne und Regenschauer wechseln sich ab.

Nachdem wir die Katze mit den Lachsresten gefüttert haben, schleicht sie, als wir um kurz nach 10 schlafen gehen, immer noch um die Hecke, wo ich das Zeug hingeschmissen hatte.

SA 30.9.06.

RR: Nachts hat es geregnet. Als ich vom Duschen zurück komme, fängt es an, wie aus Eimern zu schütten. Dazu tobt um uns herum ein Gewitter, so dass wir uns ins Auto flüchten. Gegen Mittag hört der Regen kurz auf.

Wir fahren einkaufen und braten uns auf dem Platz gefüllte Frühlingsrollen, dazu gibt es fertigen Karottensalat. Dabei beobachten wir, wie die Katze an unserem Zelteingang vorbei schreitet und den gestrigen Futterplatz an der Hecke absucht. Mein Katzenherz schlägt höher, und ich gebe ihr ein Stück von meiner Frühlingsrolle ab, was sie ausgehungert verschlingt. Nun stellen wir fest, dass sie auch miauen kann, sie fragt uns, ob wir noch mehr zu essen für sie haben. Endlich fällt KB ein,

dass wir ja noch zwei Schälchen Katzenfutter haben, da wir immer unserer Minka aus jedem von uns besuchten Land eine Kostprobe des dortigen Futters mitbringen. Auch KB's Katzenherz macht sich bemerkbar: Er spült das Plastikschälchen aus, in dem der Karottensalat war, ich zerkleinere das Futter - und dann können wir so schnell kaum gucken, wie das Schälchen geleert wird. Es wird noch sorgsam ausgeleckt und ab diesem Zeitpunkt weicht das Kätzchen nicht mehr von unserer Seite. Voller Vertrauen marschiert sie ins Zelt, sitzt auf meinem Stuhl und miaut. Sie hat keine Angst mehr, lässt sich aber nicht anfassen.

Am Nachmittag hört der Regen auf, es ist warm und wir packen soweit wie möglich das Auto. Zwei Meter von uns entfernt sitzt Miau Mio und putzt sich. Sie ist ein Allesverwerter, frisst Brot und Wurstpelle, hat mittlerweile unser Auto innen inspiziert und kommt bis auf einen halben Meter an uns heran.

Gegen 16.00 Uhr kommt die Sonne durch. Ein Blick von unserer Dünenterrasse zeigt uns viele bunte Segel und etliche Surfer.

Als wir meinen, das große Zelt sei trocken, beschließen wir, es abzubauen und die letzte Nacht im kleinen Iglu zu verbringen. Noch während wir das kleine Iglu aufbauen, zieht eine große schwarze Wolke heran und KB beginnt das Schicksal zu verfluchen. Ich kann ihn gerade noch davon abhalten, das große Zelt aus ohnmächtiger Wut mit den Füßen zu bearbeiten. Er will es einfach stehen lassen, aber da ich ja dabei bin, kommt es nicht so weit.

Während des Abbaus stellen wir fest, dass das große Innenzelt an zwei Ecken voller Wasser ist. Angefangen von den Isomatten über die Matratzen bis zu den Decken ist alles nass. Da die schwarze Wolke inzwischen eine andere Richtung eingeschlagen hat versuchen wir, die Sachen so gut es geht auf dem Auto auszubreiten und wischen notdürftig das Innenzelt aus. Der Rest muss in Frankfurt trocknen.

Als wir den Boden des Innenzeltes hoch heben, kommen darunter völlig verstört 2 große und jede Menge kleine Frösche hervor. Wir müssen sie während der Arbeit ständig verscheuchen, da sie wieder zurück in ihr warmes feuchtes Haus wollen.

Nachdem wir fertig sind, gibt es unter freiem Himmel Käse und Wein. Als KB's Blick auf unser kleines Iglu fällt, ist sein Kommentar: „Ist das niedlich.“

KB: Wir stehen jetzt auf Nr. 55. Ein schwules Pärchen, wie unser scharfer Camperblick sofort registriert hat, ebenfalls mit einem kleinen Iglu unterwegs, wandert Händchen haltend zum Strand. Der eine Jüngling trägt einen Tanga, mit dem er auf einem fast horizontal wachsenden Kiefernstamm posiert...

Die arme Katze ist sehr verwirrt, dass unser Zelt plötzlich so klein geworden ist. Sie hat gerade das Vorzelt inspiziert. Jetzt macht sie sich ganz lang und legt die Vorderpfoten an die Tischkante, um zu sehen, ob es auf dem Tisch noch was zu fressen gibt. Sie tut uns richtig leid, und wir geben ihr die zweite Schale Gourmet-Katzenfutter. So schnell wie sie die Hasenpastete frisst, kann man kaum gucken. Wir schätzen, sie ist ein halbes oder ein Jahr alt, aber mit dem struppigen Fell und dem verhungerten Aussehen ist das schwer zu sagen.

Kurz vor Einbruch der Dämmerung kommt noch ein Wohnmobil mit französischem Kennzeichen, fährt einige Male kreuz und quer durch die Gegend, um ja nicht den allergünstigsten Platz zu übersehen, parkt probeweise mal da mal dort, kommt jedoch einfach nicht zur Ruhe, wahrscheinlich weil die Wasserwaage im Cockpit sagt, dass das Gelände nicht hundertprozentig eben ist... Schließlich wird das

Luxusvehikel schräg gegenüber von Nr. 55 geparkt, in unmittelbarer Nähe der Sanitäranlage.

Nachdem der Herr des Hauses ausgestiegen ist, geht er mindestens zehnmal auf Zehenspitzen mit einem Tuch in der Hand um das auf Hochglanz polierte Gefährt herum, wischt dort an einem imaginären Flecken, streicht hier zärtlich über eine verchromte Zierleiste, während Madame, Handfeger und Kehrschaufel in den Händen, unbeweglich in der geöffneten Tür steht und auf Anweisungen des Gatten wartet, der aber erst noch die Satellitenschüssel montieren muß. Dann steigt er wieder hinters Steuer und versucht mit hochrotem Kopf, während sie hektische Zeichen gibt, die Vorderräder so exakt in die gelben Spezialbremsklötze zu manövrieren, damit das Gefährt auch wirklich völlig waagrecht steht. Wir sehen ihnen aus den Augenwinkeln gebannt zu, wie sie endlich aufatmend hinter der geschlossenen Tür und den vorgezogenen Gardinen ihrer Hütte verschwinden.

Kurze Zeit später öffnet sich die Tür wieder. Monsieur steigt aus. Er trägt zu seinen weißen Haaren jetzt ein weißes T-Shirt mit der bretonischen Flagge auf dem Rücken, alles passend zu den zwei nicht sehr großen, weißen Hunden, von denen einer einem denaturierten Pitbull ähnelt. Direkt an uns vorbei und ohne uns und unser ärmliches Iglu auch nur eines Blickes zu würdigen, führt er sie an einer Doppelleine zum Strand...

Kurz nach sieben haben wir noch 18 Grad. Ein heller Halbmond zieht eine krakelige Linie über das ruhige Meer. Wir sitzen seit langer Zeit mal wieder ohne die Rückzugsmöglichkeit eines großen Zeltes unter freiem Himmel, an dem die Sterne glänzen. Manchmal zieht eine Wolke vorbei. Die Katze ist immer in unserer Nähe, noch ein paar Tage, und sie würde uns auf den Schoß hüpfen.

SO 1.10.06.

RR: Nachts um Zwei werde ich wach, es stürmt und die eine Seite des Mini-Vorzelt flattert, da sich die Strippe vom Hering losgerissen hat. Weil ich Angst habe, dass der sich bereits öffnende Reißverschluss kaputt geht aber keine Lust habe, allein unser Häuschen zu befestigen, wecke ich KB. Nachdem wir alles mit Sturmheringen gesichert haben und sturmzerzaust wieder in der Koje liegen, schaue ich noch kurz ins Vorzelt - direkt in die Augen der dort sitzenden Katze.

Als wir aufstehen, ist es immer noch sehr windig. Wir frühstücken zu dritt Croissants, bauen ab und packen, während die Katze ganz außer sich ist, dass wir sie verlassen wollen. Als wir fertig sind, setzt sie sich unters Auto und kommt auch nicht hervor, als ich den Motor starte. Erst als ich das Auto vorsichtig ein paar Zentimeter vor fahre, kommt sie hervor und miaut uns traurig hinterher.

An der Rezeption erfahren wir, dass das Kätzchen niemandem gehört und wild auf dem Platz lebt.

KB: Um 10 Uhr brechen wir auf. Wir haben 15 Grad. Es ist ziemlich windig.

Da wir beschlossen haben, für die Rückfahrt die Route nördlich an Paris vorbei zu nehmen, ist unser heutiges Tagesziel die Umgebung von Rouen, weil es dort laut Karte einen ganzjährig geöffneten Campingplatz gibt. So spät im Jahr waren wir bis jetzt noch nicht mit dem Zelt unterwegs gewesen, und wissen daher nicht so genau, was uns erwartet. Wir gehen aber davon aus, dass die meisten Zeltplätze

geschlossen sind. Nachdem wir über Rennes, Laval, Mayenne, Alençon die gastfreundliche Bretagne verlassen haben, fahren wir unterwegs probeweise 3 Campingplätze an, weil sie am Weg liegen. Alle drei haben entweder schon seit dem 15. oder seit heute geschlossen.

In der Nähe von Brionne, ein paar Kilometer südlich von Rouen, finden wir nach längerem Herumirren auf kleinsten Straßen endlich bei Le Gros Theil, einem winzigen Nest, den Camping, der ganzjährig geöffnet ist. Der hat vier Sterne (wir meinen, das sind zwei zuviel), kostet 16 Euro pro Nacht und ist eine der hässlichsten Ferienvollzugsanstalten, die wir jemals gesehen haben. Trotzdem sind wir froh, dass wir etwas haben, wo wir übernachten können. Ein Hotelzimmer würde teurer werden.

An der Stelle, wo wir unser Zelt aufbauen dürfen, ist der Boden zwar mit Gras bewachsen, doch darunter scheint massiver Beton zu sein. Es ist harte, schweißtreibende Arbeit, die Heringe in den Boden zu kriegen. Zumal ein fast Sturmstärke erreichender Westwind beim Aufbau nicht gerade behilflich ist. Als unser Schlafzimmer endlich steht, sind wir ziemlich erledigt.

Das Restaurant auf dem Platz hat natürlich geschlossen, also machen wir uns Nudeln mit Hackfleisch aus der Dose warm und sind erstaunt und erfreut, wie gut das schmeckt. Nach dem Essen inspizieren wir den Sanitärbereich, wo ein dreisprachiges Schild unsere Heiterkeit erregt, denn es übersetzt Sanitaire mit **Sanitätsbereich**, was gewollt oder ungewollt Assoziationen hervorruft, die nicht so viel mit Campen als Freizeitbeschäftigung, dafür um so mehr mit unfreiwilligem Lageraufenthalt im ehemaligen Herrschaftsbereich der deutschen Wehrmacht zu tun haben... Im übrigen sind die Klos und Waschräume für Frauen schon verrammelt, ebenso das Schwimmbad.

Der Platz liegt auf der ausgedehnten Lichtung eines trostlosen Waldes, an dessen Rand frisch geschlagene Bäume wild durcheinander liegen und ist fast völlig mit fest installierten Caravans bzw. mit Hütten aus Holz oder Wellblech zugestellt. Ungläubig staunend darüber, dass man Menschen so etwas zumutet und sie auch noch teuer dafür bezahlen lässt, machen wir eine Runde durch diese Vorhölle, wo hinter den Jägerzäunen der gepflegten Vorgärten das dümmliche Grinsen von Gartenzwergen lauert.

Um halb acht haben wir 16 Grad. Wir gehen früh schlafen.

Mo 2.10.06.

Nach etlichen Umwegen finden wir am frühen Vormittag schließlich zurück zur N 138. Wir umfahren Rouen auf der Autobahn und überqueren die Seine, die hier schon mächtig breit dem Ozean entgegenströmt. Die Beschilderung ist so, dass wir problemlos die N 31 finden, die über Reims und Verdun auf die N 3 nach Saarbrücken führt.

Nachdem wir aus dem LKW-Gewühl um Rouen heraus sind und das platte Land erreicht haben, halten wir vor einer Trucker-Kneipe am Straßenrand und frühstücken Croissants und Kaffee. Einige ziemlich heftig tätowierte Fernfahrer sitzen schon beim Mittagessen und schütten sich gläserweise Rotwein in den Hals.

Hinter Beauvais mit seiner riesigen Kathedrale, die wir uns ein andermal ansehen werden, und nachdem wir den Wald von Compiègne, der heute kein Ende nehmen will, durchfahren haben, biegen wir bei Soissons auf die N 2 nach Norden ab. Kurz vor Laon fahren wir auf der N 44 wieder zurück in Richtung Reims, weil ca. 20

Kilometer nördlich der Stadt im Autoatlas ein ganzjährig geöffneter Campingplatz eingezeichnet ist.

Die Landschaft ist flach und gewellt und wirkt sehr verlassen unter dem riesigen Himmel. Wir sind müde und hungrig und nicht mehr sehr optimistisch. Außerdem beginnt es zu regnen. Bei Menneville im Tal der Aisne stehen wir schließlich vor den geschlossenen Toren des Camping Municipal und müssen uns eingestehen, dass der Umweg über Laon umsonst war.

Wir essen ein wabliges Croissant aus unserer eisernen Ration und beschließen, noch so weit in Richtung Verdun weiter zu fahren, wie RR noch am Steuer sitzen kann. Aber erst mal müssen wir durch Reims hindurch, und das ist, wie beim letzten Mal, ein Alptraum. Die Beschilderung ist absolut verwirrend und unzureichend. Nachdem wir auf den prächtigen Straßen des Zentrums zweimal die Kathedrale umrundet haben, fahren wir auf gut Glück in die Richtung, die wir für die richtige halten. Schließlich kommen wir über Nebenstraßen, die überhaupt keine Beschilderung mehr haben, am südlichen Stadtrand bei der großen Champagnerkellerei heraus und wissen plötzlich, dass wir richtig sind. Hier waren wir vor Jahren schon einmal herum geirrt. Nach ein paar Kilometern müsste die Départementstrasse nach Verdun abgehen. Und so ist es auch. Die Straße führt fast schnurgerade durch die regenfeuchte Trostlosigkeit der nördlichen Champagne nach St. Ménéhoulde am Fuß des Argonner Waldes, wo es, wie wir wissen, ein oder zwei kleine Hotels gibt. Diese knapp 50 Kilometer müssen wir noch durchhalten.

Es dämmt schon, als wir St. Méno, so, das erfahren wir später, nennen die Einheimischen den Ort, erreichen und vor dem „Hotel L'Argonnais“ parken. Im Erdgeschoß ist ein kleines, ländliches Bistro, in dem ein paar Einheimische sitzen und uns neugierig betrachten. Der Wirt ist freundlich und sieht aus wie der alte Jean Gabin. Das Zimmer ist sauber, hat ein bequemes Bett und kostet mit Frühstück 51 Euro. Der Zimmerschlüssel ist eine Magnetkarte, deren Zahlencode, wie uns der Wirt versichert, täglich wechselt.

Nachdem wir im strömenden Regen unsere paar Klamotten vom Auto ins Zimmer gebracht haben, macht sich der Hunger wieder bemerkbar. Außer einem Croissant in der Trucker-Kneipe und einem vorhin im Auto hatten wir heute kaum etwas gegessen. Das Hotel macht leider kein Essen, doch die Wirtsleute sagen uns, dass es zwei oder drei Restaurants an der Hauptstraße gibt. Das erste, ein Chinaladen hat geschlossen. Direkt daneben bietet ein Bistro ein Tagesmenu an. Ein paar Schritte weiter auf der Hauptstraße kommen wir an einem Kebab-Imbiß vorbei. Doch da haben wir noch Hoffnung und gehen weiter. Das nächste ist ein Spezialitäten-Metzger mit angeschlossenem Restaurant, das aber geschlossen hat. Direkt gegenüber auf der anderen Straßenseite ein Hotelrestaurant, das zwar geöffnet hat aber so leer ist, dass uns unwohl bei der Vorstellung ist, irgendeinen Kellner bei seinem Nickerchen zu stören. Die Preise tun ein übriges, uns in die Flucht zu schlagen. Wir landen also wieder bei dem ersten Bistro mit dem angekündigten Tagesmenu. Doch es stellt sich heraus, dass es hier gar nichts zu essen gibt, man war nur zu bequem gewesen, das Schild, das während der Saison Gültigkeit gehabt haben mochte, zu entfernen. Die Einheimischen wissen Bescheid, und Fremde kommen um diese Jahreszeit eh nicht hier her.

Wir trinken also einen Pastis, und machen uns leicht mürrisch mit dem Gedanken vertraut, dass es heute zum Abendessen wohl leider nur Kebab geben wird. Der Pastis hat uns etwas Mut gemacht, und so gehen wir durch den strömenden Regen zurück zur Dönerbude, die aus einem winzigen Raum mit zwei Tischen und einer

Schmuddeltheke besteht und mit den fettigen, gekachelten Wänden und der grellen Neonbeleuchtung an eine Mischung aus öffentlicher Bedürfnisanstalt und Leichenschauhaus erinnert. Bei dem Asiaten hinter der Theke bestellen wir Kebab mit Fritten für 4 Euro 80. Das Essen entspricht ganz dem äußeren Eindruck, den die Lokalität auf uns macht. Ich wüрге ein paar Bissen einer grauen, undefinierbaren Masse runter, dann bin ich satt und hoffe, dass ich nicht kotzen muß. Auf dem Weg zum Hotel sehen wir dann auf dem großen Platz direkt gegenüber dem Hotel die Leuchtschrift einer Pizzeria. Zu spät. Wir haben keinen Appetit mehr.

Im Bistro des Hotels trinken wir noch etwas, um abzuturnen. Bis auf einen jungen Mann, der auf einem Barhocker an der Theke sitzt, sind wir die einzigen Gäste. Während die Wirtin ganz normal mit ihm redet, hören wir von dem Mann nur gutturale Laute. Irgendwann wendet sich die Wirtin zu uns um und gibt mit ihren breiten, abgearbeiteten Händen zu verstehen, dass der junge Mann taubstumm ist, was wir uns schon gedacht hatten. Für zwei Biere, zwei Rouge, je zwei Calva(dos) zahlen wir 16 Euro.

Um 10 Uhr sind wir im Bett.

DI 3.10.06.

Gegen halb 10 fahren wir los. Es regnet ununterbrochen bis hinter der Grenze, wo wir auf die Raststätte Homburg/Saar fahren. Die ist sauber und freundlich und verwöhnt uns mit einem Riesenteller köstlicher Gulaschsuppe und einer Riesenbratwurst mit Salat. Wir vergeben 4 Sterne. An einem Nebentisch sitzt ein Typ mit ziemlich eingeschlagener Boxervisage. RR hatte die Sprache, in der er, vor ihr an der Kasse stehend, etwas zur Kassiererin gesagt hatte, nicht identifizieren können. Das lange graue Haar hat er zu einem Zopf gebunden. Er hat ein riesiges Bier vor sich stehen und ist stockvoll. Versonnen lächelnd betrachtet er verstohlen die jungen Frauen am Nebentisch. Wir nehmen an, er fährt einen der LKWs, die in Massen auf dem Parkplatz stehen, aber zum Glück nicht weiterfahren dürfen, weil heute in Deutschland Nationalfeiertag ist, was wir völlig vergessen hatten.

Über eine LKW-freie, feiertägliche Autobahn erreichen wir gegen 16 Uhr FFM.

© Klaus Bölling, Frankfurt